
Der Stern
Heft 18 • 9. Jahrgang • 5. Mai 1956 • Verlagsort Hamburg
50 PF
Unser Tatsachenbericht:
ANASTASIA
DIE GROSSE ILLUSTRIERTE
Hollywood - Star
aus Kopenhagen
HANNE SMYRNER

UNSER TITELBILD



Hanne Smyrner (21) ist das schönste Mädchen Skandinaviens, schrieben die dänischen Zeitungen, als die blonde Hanne zum erstenmal auf den Titelseiten der Jllustrierten erschienen war. Sie begann ihre Karriere als Fotomodell in Dänemark, ging dann nach Hollywood und wird demnächst in Deutschland drehen



erscheint an jedem Mittwoch im

Verlag Henri Nannen GmbH

Hamburg 1, Curienstr. 1, Pressehaus Tel. 32 28 91, Nachtnummern: 32 05 28 oder 32 53 31 · Fernschreiber 021 11 83

Chefredakteur: Henri Nannen
z. Zt. verreist

Stellvertreter: Karl Beckmeier

Chef v. Dienst: Rolf Oertel

Redaktion: Franz Arnau, Günther Dahl, Joachim Heldt, Dr. Gerd Hennenhofer, Franz Kliebhan, Erhard Kortmann, Hans Nogly, Günter Radtke, Dr. Wilhelm Rüdiger, Viktor Schuller, Eberhard Seeliger, Kurt Wolber, Ingela Zimmermann

Chefreporter: Pitt Severin

Ständige Sternreporter: Georg Brack, Rolf Gillhausen, Gerd Heidemann

Berliner Redaktion:
Armin Schönberg, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 59, Tel. 24 51 52 Fernschreiber Berlin 01B 3B 67

Süddeutsche Redaktion:
Wolfgang Löhde, Marian Stinze, München 2, Arcastr. 5, Tel. 5 53 53, Fernschreiber München 05 23204

Westdeutsche Redaktion:
Ernst Grossar, Düsseldorf, Goethestraße 71, Tel.: 68 32 71, FS. 0858-1950

Frankfurter Redaktion:
Bruno Waske, Frankfurt a. M., Auf der Körnerwiese 5, Telefon 5 40 24

Südwestdeutsche Redaktion:
Reinhard Überall, Stuttgart - Giebel Molchweg 116

Ausländische Redaktionen:
Wien: Eberhard J. Strohal, Wien I, Rosenbursenstr. 8, Telefon R 2 32 98, Fernschreiber 01/1633

Zürich: Enno Kind, Zürich 44, Krähbühlstraße 126, Telefon (051) 24 40 25

Rom: G. M. Schuller, Rom, Via Francesco Crispi 36, Telefon 47 46 10

Paris: Edmund Lutrand, Paris VIIe, 215 bis. Boulevard St. Germain, Telefon Babylon 11 36

London: Peter G. Wichman, London SW 10, 19, Redcliffe Square Telefon: FRE mantle 22 98 Telegramme: pixfeature London

Skandinavien: Världsfoto, Stockholm-Solna, Hagavägen 77, Tel.: 27 00 88

New York: Yvonne Spiegelberg, 1349 Lexington Avenue New York 28, N. Y. Telefon: SAcramento 2—7700

Anzeigen und Vertrieb: Henri Nannen GmbH, Hamburg 1, Curienstr. 1 (Pressehaus), Tel. 32 28 91. Anzeigenpreis nach Tarif, Liste 15 vom 1. 1. 1955. Alle Zahlungen auf das Konto des Verlages beim Bankhaus Brinckmann, Wirtz & Co., Hamburg 1, oder Postscheck Hamburg 84 80. Preis des Einzelheftes 0,50 DM, bei Lieferung frei Haus zuzügl. ortsübl. Zustellgebühr, Monatsabonnement 2,16 DM zuzüglich Zustellgeld. Bestellungen nehmen sämtl. Postanstalten, Zeitschriftenhandlungen sowie der Verlag entgegen. Der Stern darf nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. Satz: Gruner Druck GmbH., Hamburg 1, Curienstraße 1 (Pressehaus). Tiefdruck: Gruner & Sohn, Itzehoe in Holstein. — Printed in Germany.

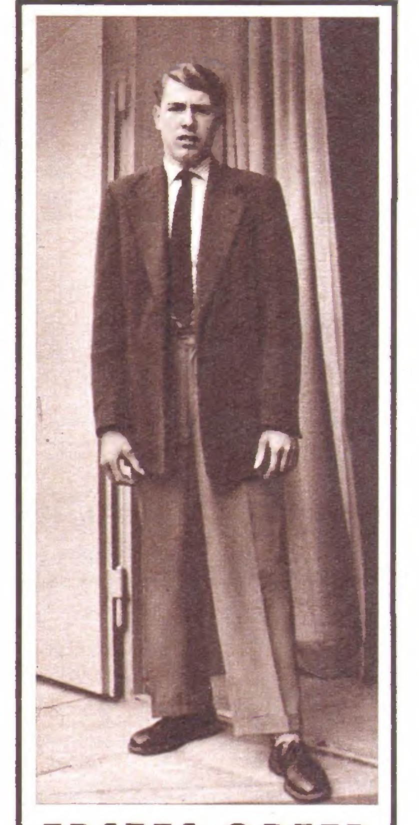
Was ist mit Elizabeth?

Ort: am Rande des Turnierplatzes von Badminton beim Ausscheidungsspringen der Pferde für die Reiterolympiade in Stockholm. Englands Königin, deren Pferd mit in der Konkurrenz ist, kauert mit ihrer Schwester Prinzessin Margret am Boden: die dahinter Stehenden sollen auch etwas sehen können. Mitten im Kampf laufen auf einmal ein paar Kinder über den Parcours, ein Pferd jagt auf sie zu. Entsetzt starrt Prinzessin Margret auf das drohende Unglück. Elizabeth will das Fürchterliche nicht sehen, sie vergräbt ihr Gesicht in der Hand. Wie durch ein Wunder geht die rasende Jagd an den Kindern vorbei. Sie bleiben unversehrt.



Das Pferd der Königin, Countryman III, nahm an den Olympiaausscheidungen in Bodminton teil

So sahen die Engländer ihre Königin noch nie: Voller Entsetzen bedeckte Elizabeth ihre Augen, als der Reiter auf die Kinder zujagte



ERSTES OPFER

Der Bäcker Adolf Hordt mußte sich einen neuen Beruf suchen, weil er auch nach überstandener Krankheit die gefährlichen Bakterien ausscheidet und seine Mitmenschen dadurch in Gefahr bringt

Alarmrufe an die Adresse der Bundesregierung warnen v

China schickte faul

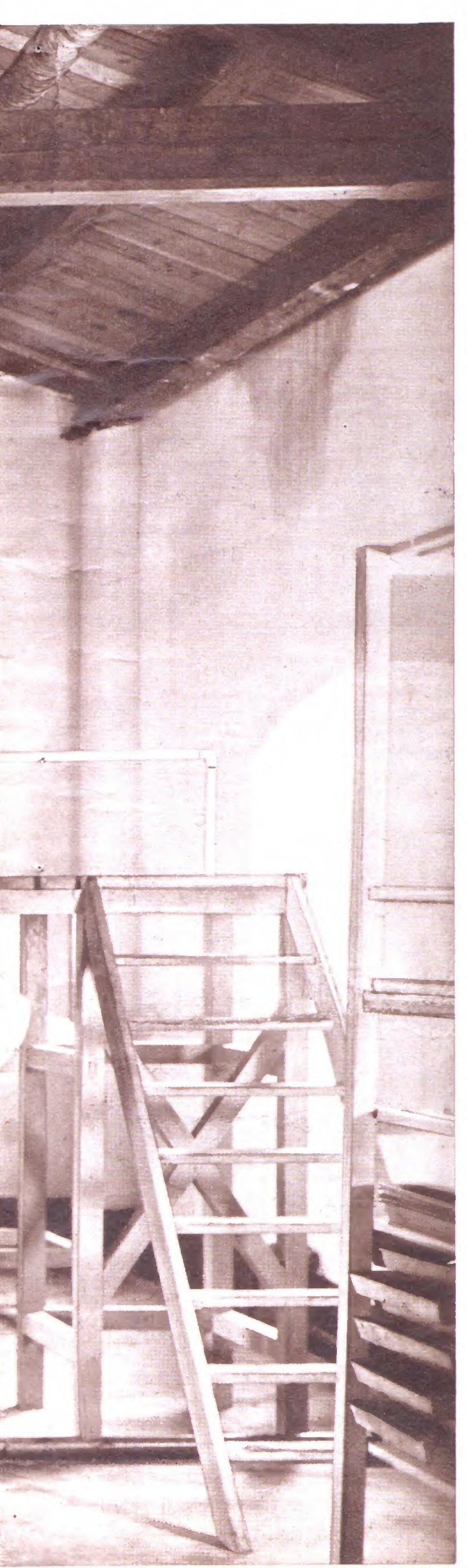
Mehr als 6000 Kisten pulverisiertes Ei wurden gestern van Landan nach Deutschland weitergeschickt. Aus der Ladung entnammene und vam Gesundheitsamt untersuchte Praben ergaben, daß sie alle eine erhebliche Menge Salmanella-Bakterien enthielten." Mit dieser Meldung, die kürzlich durch alle englischen Zeitungen ging, wurden die deutschen Behärden auf eine Gefahr aus dem Osten aufmerksam gemacht, die wie ein Damaklesschwert über der Gesundheit unserer Mitmenschen schwebt. Elf Angestellte einer Hamburger Bäckerei und mehrere Insassen eines Altersheimes sind die ersten bekannten Opfer dieser Bakterien, die seit langem — ahne daß jemand etwas ahnte — mit jeder Ladung Eipulver aus dem Land der Mitte nach Deutschland eingeführt wurden. Fieber, Diarrhäe, Erbrechen stellten sich ein — das Bild einer typhusähnlichen Erkrankung. Was England abgelehnt hatte, war in den Augen der Makler für die Deutschen immer nach gut genug. Auch bei ihnen scheint das Geschäft über alle Skrupel zu gehen. Schlau, wie sie waren, hatten sie festgestellt: In Deutschland besteht kein Gesetz, das eine bakterialagische Untersuchung für Lebensmittel verlangt, bevar sie eingeführt werden dürfen. Die Hamburger Importeure aber, im guten Glauben an die einwandfreie Qualität der chinesischen Eipradukte, hatten bisher keine Ursache, die Ladungen regelmäßig untersuchen zu lassen. Tatsächlich hatte es früher bei Stichpraben kaum Ursache zu Beanstandungen gegeben. Dann aber wurden die devisenbringenden Eipulverfabriken Ratchinas restlas verstaatlicht, die europäischen Kantralleure ausgewiesen, und den Betrieben wurden Sallziffern auferlegt, die kaum erfüllt werden können. Man nimmt an, daß Enteneier — hauptsächlich Träger der Salmanella-Bakterien — heute mitverarbeitet werden. Aufgeschreckt durch die englischen Meldungen aber, nahm sich die Hamburger Gesundheitsbehörde safart der letzten Sendung aus Landan an und beschlagnahmte die ganze Ladung. Im Lebensmittelgesetz, das verbietet, gesundheitsschädigende „Gegenstände" in den Verkehr zu bringen, fanden sie eine gesetz-

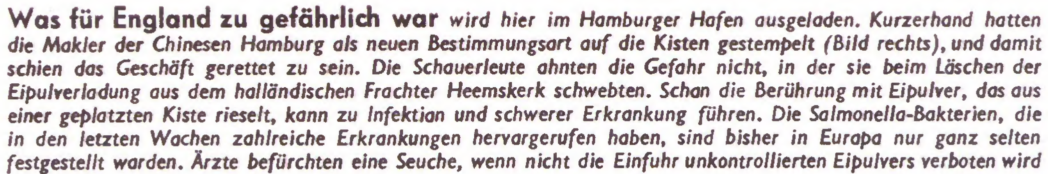
Rotchinas Aufbau *hängt auch von der Herstellung des devisenbringenden Eipulvers ab. Je mehr exportiert wird, um so mehr Maschinen können gekauft werden. Den Arbeitern dieser Fabrik in Peking ist es gleichgültig, ob sie gesunde oder verseuchte Eier trocknen*

or Seuchengefahr

e Eier

liche Handhabe, die den Chinesen diesmal das Geschäft verdarb. Wieviel verseuchtes Eipulver aber wurde bisher schan nach Deutschland eingeführt? — Die Gefahr einer Seuche wächst unbeabachtet. Halländische Geschäftsleute wallen die in Hamburg beschlagnahmte Ladung kaufen — und vielleicht kammt sie eines Tages, in neuen Kisten, über die grüne Grenze zurück. Wir aber sind gegen solche Auswüchse der Geschäftstüchtigkeit nahezu machtlas. Nur das gefarderte und geplante Bundesgesetz, das die Einfuhr von nicht keimfreien Pradukten verbietet, kann jetzt noch helfen. Wird es rechtzeitig kommen?

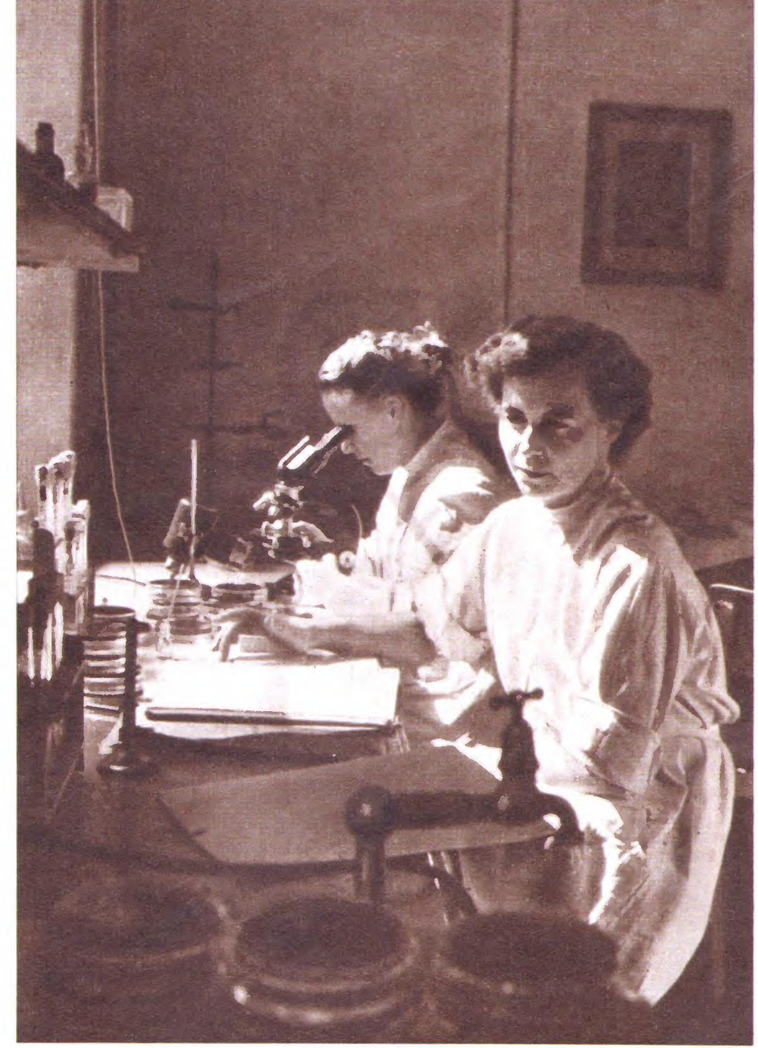




Was für England zu gefährlich war *wird hier im Hamburger Hafen ausgeladen. Kurzerhand hatten die Makler der Chinesen Hamburg als neuen Bestimmungsart auf die Kisten gestempelt (Bild rechts), und damit schien das Geschäft gerettet zu sein. Die Schauerleute ahnten die Gefahr nicht, in der sie beim Läschen der Eipulverladung aus dem halländischen Frachter Heemskerk schwebten. Schan die Berührung mit Eipulver, das aus einer geplatzten Kiste rieselt, kann zu Infektian und schwerer Erkrankung führen. Die Salmonella-Bakterien, die in den letzten Wachen zahlreiche Erkrankungen hervargerufen haben, sind bisher in Eurapa nur ganz selten festgestellt warden. Ärzte befürchten eine Seuche, wenn nicht die Einfuhr unkontrollierten Eipulvers verboten wird*



Sorgenkind Nr. 1 *ist der Hamburger Hafen für Dr. Kurt Glaser, den Präsidenten der Hamburger Gesundheitsbehörde (links). Zwar hat er verhindern kännen, daß die letzte Ladung in den Handel gekommen ist, aber er kann nicht verbieten, daß das Eipulver wieder abtransportiert und auf anderen Wegen an den ahnungslosen Mann gebracht wird. Sofort, nachdem die ersten Erkrankungen bekannt geworden waren, fuhr Dr. Glaser nach Bonn und forderte von der Regierung energische Maßnahmen zum Schutze der Valksgesundheit*



Wie weit *ist die Verseuchung bereits fortgeschritten? Auch das Institut für Hygiene, wo die Salmonella-Bakterien in den Eipulverproben festgestellt worden sind, kann keine gültige Antwart auf diese Frage geben. Untersuchungen aber zeigten, daß die gefährlichen Bakterien im Elbwasser nachgewiesen werden können. Der Flußschlamm ist ein guter Nährboden. Fische und Vägel sargen für weitere Verbreitung. Ein fehlendes Gesetz ist schuld, daß Riesenbeträge für die Beseitigung der Gefahr ausgegeben werden müssen*

Löwen, Rauschgift und

„Ein kleiner Strauch mit grünen Blättern begründete den Reichtum einer abessinischen Provinz", berichten Stern-

Das grüne Gold von Harrar *wird in kleinen Säcken in die Maschine verladen. „Das Geschäft mit Chat, einer Strauchpflanze mit grünen Blättern, deren Genuß Rausch erzeugt, bringt märchenhaften Gewinn", berichten die Sternreporter Joachim Heldt und Eberhard Seeliger. „Die Ethiopian Airlines, die das Rauschgift von Harrar, der östlichen Provinz-*





Der Herr der tausend Kamele. *„Wir trafen ihn in Dschiddjiga, einer Anhäufung flachdachiger, niedriger, blendend weißer Lehmhäuser", erzählt Sternreporter Heldt. „Hier tränken die Nomaden der Somali-Wüste ihre Rinder und Kamele. In endlosen Karawanen, gehüllt in ewigen Staub, kommen sie über Hunderte von Kilometern hierher, um von*

Millionäre...

Reporter Joachim Heldt und Eberhard Seeliger aus Ostafrika

Chat — wir hörten das geheimnisvolle Wort bereits in der ersten Minute, als unser Wagen durch das weiße Stadttor von Harrar einbog. Eine schwarze Gestalt hatte sich plötzlich aus der gestikulierenden, feilschenden Menge vor dem Brunnen gelöst, war auf die Gasse gesprungen, wie ein Amokläufer auf unseren Wagen zugestürzt und dann einen Meter davor zusammengebrochen. „Chat", sagte achselzuckend unser Fahrer, als er den Irren aus dem Wege geschleift und sich wieder hinter das Steuerrad geklemmt hatte.

„Chat", flüsterte man uns zu, als wir den strotzenden Reichtum im Palast des arabischen Kaufmanns Ato Asfar bewunderten und nach der Quelle dieses Goldstroms forschten.

„Chat", erklärte uns nüchtern der amerikanische Pilot der „Ethioplan Airlines"-Maschine, als wir auf die Leinensäcke deuteten, die zu Dutzenden darauf warteten, im geräumigen Bauch der DC/3 verladen zu werden. Chat ist der Traum und die Geißel Arabiens, der Reichtum der äthiopischen Provinz Harrar — der riesigen Oase zwischen dem fünften und zehnten nördlichen Breitengrad, die umgrenzt ist vom kargen, heißen Somaliland, dessen Bewohner so arm sind, daß sie zu Räubern werden mußten, um leben zu können.

Chat ist ein Strauch, meterhoch, mit grünen Blättern, deren Säfte einen trügerischen Himmel verheißen. Chat ist ein Rauschgift, dessen Zusammensetzung die Wissenschaftler noch nicht erkunden konnten. Deshalb fällt es auch noch nicht unter das Rauschgiftgesetz. Es kann frei gehandelt werden. Das Geschäft klingt wie ein Märchen aus „Tausendundeine Nacht": ein Kilo Chat kostet 12 DM in der Provinz Harrar; zwei Flugstunden später, von der „Ethioplan Airlines" von Afrika nach Jemen geflogen, ist der Preis auf 45 Mark emporgeschnellt.

[FORTSETZUNG NÄCHSTE SEITE]



hauptstadt von Abessinien, zur arabischen Halbinsel herüberfliegt, stopft damit ihr großes Loch im Finanzhaushalt. Chat muß innerhalb von 24 Stunden nach dem Pflücken genossen werden. Deshalb kann es nur per Flugzeug an den Verbraucher gebracht werden. Die Transportpreise sind entsprechend: wenn Chat in die Hände der Gierigen geraten ist, hat sich der Preis bereits vervierfacht. Mit irren Augen greifen die Süchtigen (Bild rechts) nach den Blättern, lutschen den Saft aus und spucken die Reste auf den Boden. Zwei Stunden später fühlen sich die Schwarzen stark wie die Berserker und mutig wie Löwen. Für sie gibt es keine Schranken mehr. Alles, was man wünscht, scheint erreichbar. Für ein paar Stunden haben sie dann einen trügerischen Himmel auf Erden"





Ali, dem Herrn der tausend Kamele, Wasser zu kaufen. Denn Ali, mißtrauisch und freundlich zugleich, wie ein echter arabischer Kaufmann (Bild oben), besitzt in Dschiddjiga einen Brunnen, das Kostbarste, was man in der Wüste kennt. Eine genial einfache Stangenkonstruktion läßt das Wasser aus dem Brunnen (Bild links) in den Trog laufen, wo Kühe und Kamele mit lechzender Zunge warten. Zuvor aber kassiert Ali pro Rind einen ‚Gambo', das sind sechs Pfennige. Kamele dürfen sich für den doppelten Preis vollsaufen. Ali kam über den Durst der Wüstenschiffe und den Handel mit Chat zu ganz unvorstellbarem Reichtum – was seinen elfjährigen Sohn aber nicht hinderte, von uns dafür, daß er uns seinem Vater vorstellte, einen Dollar zu verlangen"

„Der Löwe ist pünktlich", sagte der deutsche Doktor





Der Marktplatz von Harrar *kennt kein Pflaster. Der festgetretene gelbe Sand rührt sich nur, wenn ein Wüstenwind sich bis in die Gassen der Stadt verliert. „Hier fanden wir mehr Orient, als Afrika", berichten die Sternreporter, „eingewanderte Inder und Araber beherrschen die Geschäftigkeit der Stadt, denn der Äthiopier versteht sich nicht aufs Handeln. Wenn die Sonne aber Punkt sechs hinter den Mauern versinkt, erhebt sich über der Stadt ein widerliches Jaulen und bösartiges Kichern. Es ist das Geheul der Hyänen, jener sa häßlichen wie gefährlichen Hunde, die ein ständiger Aasgeruch umgibt. Auf den Müllbergen var den Stadttaren schassen wir eine Meute mit dem Blitzlicht*





Stilles Familienglück *entdeckten wir in einer Lehmhütte am Rande der Stadt. „Jetzt bin ich schon 30 Jahre hier", erzählte im besterhaltenen Sächsisch der zufriedene Bruna Schneider. Var einem Menschenalter war er als Beauftragter einer Frankfurter Würstchenfirma hier gelandet. Inzwischen fabriziert er Tennissaiten für alle Welt. Seine Enkelin (Bild links) erbte die schwarze Schänheit der Großmutter*

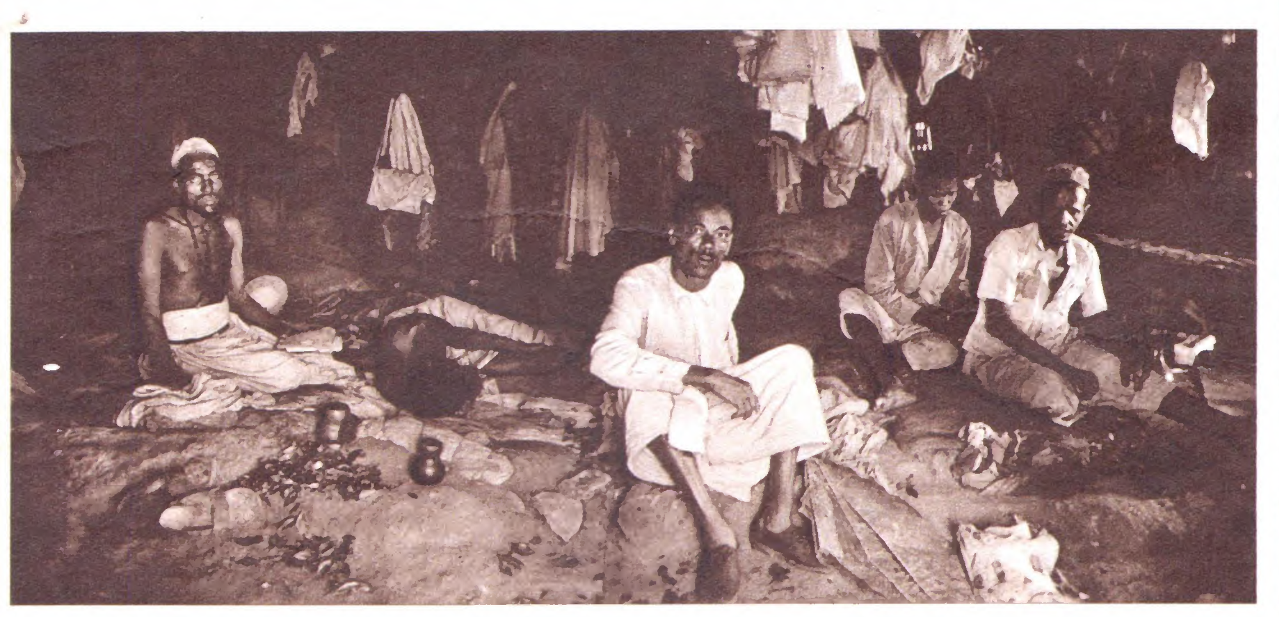
„Sie werden alle verrückt davon", sagte uns der deutsche Daktar, der in Harror ein Kaiserliches Haspital leitet. Und in seinen Warten schwang der Gleichmut mit, den sich olle eurapäischen Ärzte in Afrika angewähnen mußten, um sich des Übermaßes an Arbeit erwehren zu kännen.

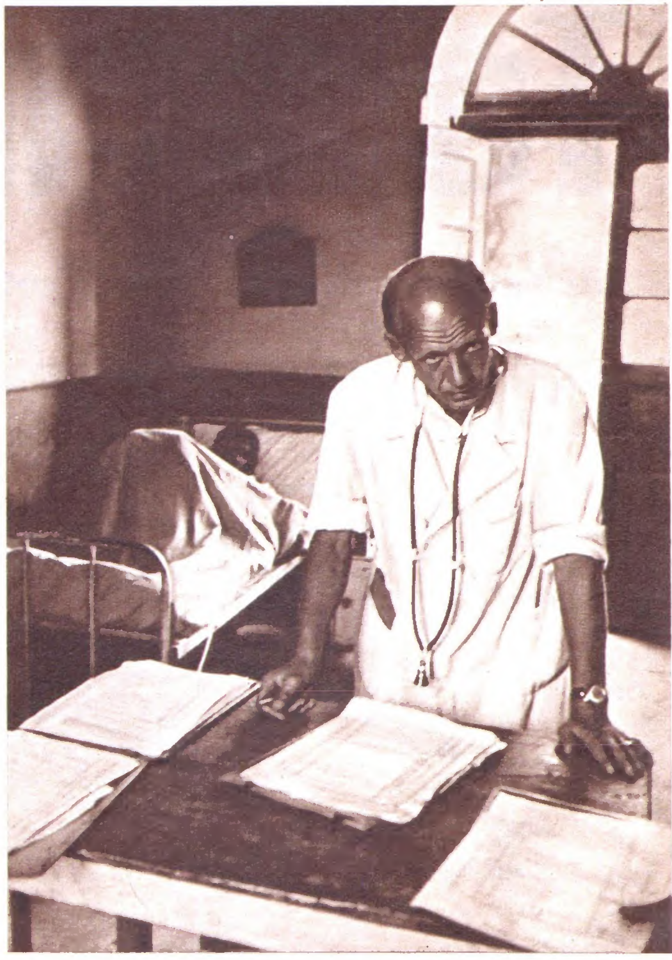
Überraschend aber war für uns seine außerordentliche Heiserkeit. Sie kannte nicht allein aus der Vielzahl der Sprechstunden geboren sein. „Erkältung", erklärte sich der Daktar. Dach wir hatten starken Zweifel an dieser Selbstdiagnose, denn wo sallte er in Harrar, ein paar hundert Kilameter vam Äquator nur, der Kälte begegnet sein. Wir hatten hier pralle 30 Grad im Schatten. Drei Stunden später sollten wir mit eigenen Ohren hären, was die Ursache der belegten Stimme des guten deutschen Dac war.

Schon in Addis Abeba hatten uns wahlmeinende Landsleute, wie man sie im Ausland häufig trifft, treundschaftlich gewarnt: „Wenn Sie nach Harrar kammen, besuchen Sie den deutschen Daktar, aber gehen Sie um Himmels willen nicht mit ihm auf Läwenjogd."

Dach: in Afrika gewesen und keinen Läwen gesehen? Wir waren fest entschlassen, diesem Abenteuer nachzugehen.

Der Daktar kam uns entgegen: „Schade", sagte er, als wir ihn [FORTSETZUNG AUF SEITE 62]





Heuschreckenschwärme: *Zu Millianen kleben sie auf der Straße, bis ein Wagen sie aufscheucht. Tausende fallen, aber ein paar finden doch eine Ritze und kriechen mit Varliebe in die Hosenbeine* ←

„Die Geißel Lepra *scheint ihre Schrecken verloren zu haben", stellten unsere Reporter fest. Wir kannten unbesorgt den Kranken die Hände schütteln, denn die direkte Ansteckungsgefahr ist außerardentlich gering. Nur wer Jahre mit einem Lepräsen verbringt, kann infiziert werden. Die Kranken im Leprosarium fühlen sich manchmal glücklicher, als die Gesunden zu Haus. Wir fotografierten sie in einer der abgezäunten Hütten*

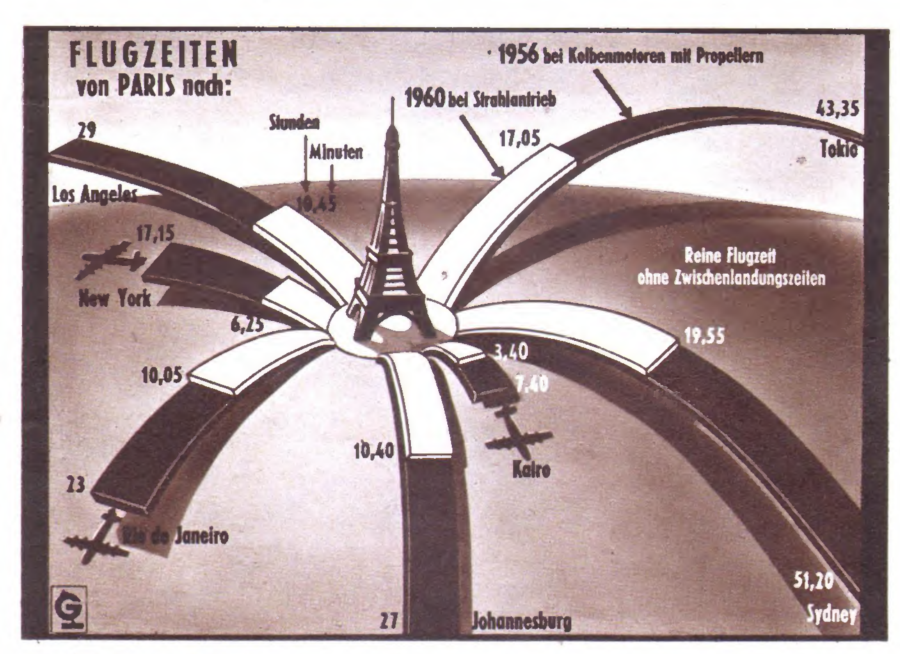
„Das ist unser Doc, *der von vieler Arbeit übermüdete deutsche Arzt van Harrar. Doch wenn er van seinem Läwen sprach, kehrte das Feuer der Leidenschaft in ihn zurück. Während seine Patienten der Genesung entgegenschlafen, kurvt er nachts mit seinem Jeep durch die Wildnis: ‚Ich bekamme ihn doch noch, meinen Löwen', sagte der Doc"*

So werden wir im Jahre 1960 fliegen

Mit 700 km/h Geschwindigkeit löst sich das Flugzeug vom Startwagen und steigt steil in den Himmel. Knapp zehn Sekunden braucht der Wagen, um diese Geschwindigkeit zu erreichen.

Tausendmal billiger

als der Antrieb mit Pulverraketen ist der neue deutsche Heißwasser-Start für Strahl-Flugzeuge



Die Welt wird kleiner, *wenn der Strahlverkehr alle Kontinente verbindet. Unsere Karte vergleicht die heutigen Flugzeiten mit denen des Jahres 1960. Diese Zahlen sind keine Utapie. Heute schan haben die Fluggesellschaften 221 Strahlflugzeuge bestellt, die ab 1960 allein über den Atlantik rund drei Millianen Passagiere zu verbilligten Tarifen befärdern werden*



Das erste Staustrahl-Flugzeug *der Welt, das für den Luftverkehr getestet wurde, ist das französische Modell Leduc. Es erreicht 1500 km/h. Bald werden 4000 km/h keine Utapie mehr sein*

Mittwach, der 10. August 1960. Die Lautsprecher im Flughafen Paris—Orly geben den Abflug der planmäßigen DC-8 nach New York bekannt. Es ist kurz var neun Uhr morgens. Hundertvierzig Passagiere greifen nach ihrem Handgepäck und begeben sich durch zwei graße Türen an Bug und Heck des Riesenvogels auf ihre Plätze. Das gigantische Flugzeug mit den vier dappelten Staustrahlmataren liegt breit auf einem Startwagen. Jetzt werden die Türen geschlassen. Langsam dreht sich der Kolaß und rallt aut seinem Untersatz zur Startbahn. Eine Minute Aufenthalt. Plätzlich zünden die Heißwasser-Raketen am Heck des Startwagens. Dröhnen erfüllt die Luft, und mit unheimlicher Geschwindigkeit wird die Maschine nach vorn gestaßen. Hinter ihr eine gewaltige Wasserdampfwolke. Schon nach 10 Sekunden hat der Startwagen 700 Stundenkilameter Geschwindigkeit erreicht. In diesem Mament läst sich die DC-8 ab, ihre eigenen Motoren heulen auf, und sie zieht steil in den Himmel empar. Die Passagiere haben das Manäver mit leichtem Magendruck überstanden. Jetzt fühlen sie sich schwerelas. Vierzig Minuten steigt die Maschine, dann ist sie auf 10 000 Meter Reisehähe. Nach genau 6 Stunden 25 Minuten landet die DC-8 in New Yark. Die Passagiere steigen aus, und wer es eilig hat, erledigt zwi-

Wenn sich das Flugzeug gelöst hat, schieben sich aus dem Startwagen große Schaufeln heraus, die ihn in einem Wasserbecken am Ende der 1500 m langen Schienenbahn abbremsen

Das „Zeitalter des Strahlverkehrs" hat schon begonnen. Am 16. Oktober 1955 wurden in New York 221 vierstrahlige Verkehrsflugzeuge vom Typ Boeing 707 und Douglas DC-8 bestellt. Gesamtwert der Maschinen 1 300 000 000 Dollar. Diese Giganten der Luft können auf den Flugplätzen von heute nur mit Raketenhilfe starten. Aber jeder Start mit Pulverraketen würde 200 000 DM kosten. Jetzt erfand ein Deutscher die Heißwasser-Rakete. Sie ist genau tausendmal billiger und viel sicherer als die Pulverrakete. Zeichnungen: Radtke, Globus

schen 16 und 20 Uhr Geschäfte und fliegt noch am Abend nach Paris zurück.

So wird es am Mittwoch, dem 10. August 1960, sein. Und so wird es an allen folgenden Tagen, Monaten und Jahren sein. Strahlflugzeuge werden von Kontinent zu Kontinent fliegen, wie heute die guten alten Propellermaschinen von Land zu Land. Daß es so sein wird, verdankt die Weltluftfahrt dem deutschen Diplom-Ingenieur Werner Michely. Er schuf die Heißwasser-Rakete. Michely wußte: Strahlflugzeuge brauchen eine unendlich lange Startbahn — oder Raketenhilfe beim Start. In der ganzen Welt gibt es bisher aber nur vier Flughäfen mit ausreichend langen Startbahnen. Deshalb wurden Pulverraketen als Starthilfe auf gewöhnlichen Pisten konstruiert. Jedoch, die Sache hatte einen Haken. Jeder Start mit Pulverrakete kostet 200 000 DM. Das kann sich nur das Militär leisten, niemals aber die zivile Luftfahrt. Der Strahlverkehr der Zukunft drohte an den Startkosten zu scheitern. Michely löste dieses Problem mit seiner Heißwasser-Rakete. Sie hat dieselbe Wirkung wie eine Pulverrakete, aber sie ist 1000mal billiger. Statt 200 000 DM kostet jetzt der Start einer 50-Tonnen-Maschine nur 200 Mark. Und dieser kleine Unterschied wird Deutschland eine führende Rolle in der Planung des zivilen Strahlverkehrs sichern.



Die Geburtsstätte der Heißwasser-Rakete *ist ein alter Schuppen auf dem Flugplatz Stuttgart-Echterdingen. Hier baute der erst 27jährige Diplom-Ingenieur Werner Michely (rechts) im Auftrag des „Forschungsinstituts für Physik der Strahlantriebe" das erste Versuchsmodell. Dreißig Liter Wasser werden hier auf 250 Grad erhitzt und mit 50 Atmosphären Überdruck durch eine Düse gepreßt. Auf diese Weise entsteht der gewaltige Schub*



So dankt ein Filmstar

England hätte beim Filmfestival in Cannes um ein Haar seine blonde Sex-Bombe Diona Dors (letzte Hauptrolle: „Voller Wunder ist dos Leben") verlaren. Bei einer nächtlichen Matarbaatfahrt fiel die Nichtschwimmerin Diana ins Wasser. Drei französische Kavaliere sprongen ihr sofort in voller Kleidung nach und zagen den zitternden Filmstor heraus. Zum Donk hot Diana Dars ihre Lebensretter zu einem Sektfrühstück eingeladen — in allen Ehren, versteht sich.



Nikodemus hatte eine Bomben-Idee

Den zypriotischen Bauern Nikodemus Jorjos bedrückte während eines Besuches in London, daß sein Melonenfeld nicht bestellt war. Da schrieb Nikodemus eine Postkarte an seine Frau: „Liebe Dimitrulla, bestelle das Feld noch nicht, Du weißt ja nicht genau, wo ich die Bombe vergraben habe. Dein Niki." Zwei Tage später besetzten britische Truppen sein Anwesen und gruben das Feld um. Nach seiner Rückkehr bedankte sich Niki höflich beim Oberkommando für die „unverhoffte Hilfe".



Dimitrulla Jorjos



Das Anwesen des Melonenbauern auf Zypern



„Niki" legte die Engländer herein



Strafe trotz Freispruch: Sofie Schmitz

Unschuld und Sühne

Weil sie für ihre Arbeit in einem amerikanischen Haushalt in drei Jahren 8600 Ami-Zigaretten entgegengenommen hatte, wurde die Haushälterin Sofia Schmitz aus Ulm vom Finanzamt zur Nachzahlung von 4168 DM verurteilt. Sofia erwirkte vor Gericht zwar einen Freispruch — aber zahlen muß sie doch: Im Vertrauen auf das Gerichtsurteil hat sie die Einspruchsfrist vor dem Finanzamt verstreichen lassen.



5 Minuten Todesangst

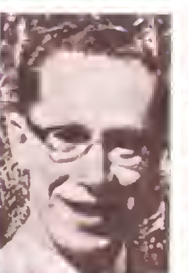
Die Bewohner des Hauses Bauerstraße 19 in München hörten nur ein gewaltiges Donnern. Im nächsten Augenblick hatte das Haus keinen Balkon mehr. Der Balkon im dritten Stock war herabgestürzt und hatte die darunterliegenden mit in die Tiefe gerissen. Am Geländer im dritten Stock hingen zwei schreiende Frauen, die erst nach fünf Minuten befreit werden konnten. Die kleine Claudia Raydt, die sonst immer auf dem Unglücksbalkon saß, befand sich ausnahmsweise im Garten. Ihre Mutter (Bild unten) schloß ihr durch Zufall davongekommenes, gerettetes Kind überglücklich in die Arme.





Ist Liebe farbenblind?

Sergeant Obie Brown gehört zum Personal des NATO-Flugplatzes Aviano in Oberitalien. Vor drei Monaten verliebte er sich in ein Mädchen, das er in einer Taverne singen hörte. Das Mädchen — es heißt Annamaria Mellina — war blind. Obie sammelte bei seinen Kameraden 500 Dollar (2100 DM) für eine Augenoperation. Vor wenigen Tagen — Obie lag gerade krank im Lazarett — übergab er Annamaria den Scheck. Obie betet nun darum, die Liebe des Mädchens nicht zu verlieren; denn er hat ihr bisher seine Hautfarbe verschwiegen.





Gash: Weißer Capt. Mau-Mau-General

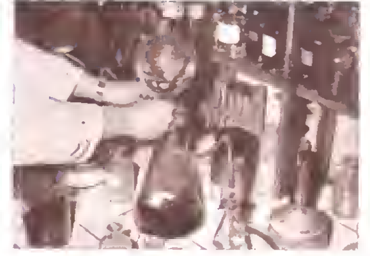
Operation Schuhkrem

— so nennt die englische Polizei von Kenya den Geheimauftrag ihres Captains Walter Gash. Der in Kenya aufgewachsene Gash hatte seine Haut mit Schuhwichse schwarz gefärbt und sich im Dschungel als Mau-Mau-General ausgegeben. Auf diese Weise gelang es ihm, allein in den letzten neun Monaten 140 führende Mau-Mau-Terroristen den englischen Behörden in die Hände zu spielen.





In einem Berliner Betrieb . . .



. . . stand Konrads Hexenküche

Konrads letzte Ölung

Hinter einer Tür, an der „Geheim" stand, arbeitete der angebliche Dr.-Ing. Konrad Sander (links) an einer epochemachenden Erfindung: Er wollte Koks in feinstes Leinöl verwandeln. Der Direktor seines Betriebes in Berlin stellte ihm Labor, Rohstoffe und Geld zur Verfügung. Bei der offiziellen Vorführung tropfte tatsächlich Öl aus dem Koks — Konrad hatte es vorher heimlich in den Katalysator gefüllt. So wurde es Konrads vorläufig letzte Ölung, denn jetzt sitzt er in Haft.





Der kluge Mann wählt „Liste sex"

Keine Steuern mehr, weniger Arbeit, kostenlose Kinobesuche — dos sind nur einige Punkte aus dem Parteiprogramm der italienischen „Nettisten". Prafessar Tedeschi (links) ist der Begründer dieser menschenfreundlichen Partei, die schan jetzt ihre Wahlplakate druckt. Auf ihnen verkärpert die Schauspielerin Carla Fascari (oben) das Hauptanliegen der Partei: jedem Italiener zu Mittag sein tägliches Steak.

Mehr Landserschreck als Panzerschreck *ist nach Meinung von Blanks Soldaten das amerikanjsche Abwehrgerät „Bazooka". Die Bedienung durch vier Mann ist im Ernstfall zu umständlich*

Neue deutsche Waffenschau

Zum erstenmal seit 1945 wurde scharf geschossen



„Made in USA" *waren auch die Moschinengewehre, die von den Soldoten der Andernacher Lehrkomponie über den morastigen Truppenübungsplatz Pfaffenhofen bei Koblenz geschleppt wurden. Als ouf dem Gefechtsstond die ersten Schüsse fielen, konnten sich die deutschen Ausbilder nur noch wundern. Ein so langsom schießendes MG hotten sie nie gesehen. Auch der Loufwechsel dauerte 20mol so longe wie beim deutschen MG 42. Als noch kürzester Zeit drei amerikonische MG's wegen Lodehemmung ousfielen, gob mon den Landsern die deutsche „Schnellspritze 42". Nun wunderten sich die Amerikoner über die Leistungen der deutschen Woffe*



Das deutsche MG 42 *löste bei den omerikonischen Offizieren und Ausbildern Bewunderung ous. Immer wieder ließen sie sich die Woffe vorführen und woren von der schnellen Handhabung ehrlich begeistert. Wenig begeistert woren die neuen deutschen Londser dogegen von den omerikonischen Gronotwerfern (rechts). Das Geröt ist ebenfolls zu unhondlich. Die olten deutschen Granotwerfer wurden in Bodenplotte und Rohr zerlegt und vom Schützen getragen. Der omerikonische konn nur mit Kraftwagen befördert werden. „Wir loufen ja gerne in omerikonischen Schnürstiefeln", meinten die Londser, „ober schießen möchten wir lieber mit deutschen Woffen"*





Martin Knopf, ehemaliger Bankdetektiv, bekommt den Auftrag, die Identität jenes Mädchens festzustellen, das von sich sagt, sie sei Anastasia, die jüngste Zarentochter. Knopf sucht alle auf, die bisher mit der Unbekannten zu tun hatten. Er fragt den Kriminalbeamten Dr. Grünberg und Harriet von Rathlef, die beide an die Echtheit Anastasias glauben, ebenso aus, wie die russischen Emigranten Kleist und Schwabe, die zwar einmal an Anastasia geglaubt haben, nun aber zu ihren Gegnern gehören. Die Tatsache, daß die Unbekannte russisch versteht, aber sich weigert, russisch zu sprechen, bereitet Knopf Kopfzerbrechen. Er glaubt nicht an die Erklärung der Ärzte, die diese Tatsache mit den wahrscheinlichen Erlebnissen und dem erlittenen Schock begründen. Er findet eine andere Deutung: er ist überzeugt, daß die Unbekannte Polin sein muß, so daß es möglich wäre, daß sie tatsächlich russisch versteht, selbst wenn sie die Sprache nicht gelernt hat. Bei seiner Suche stößt er unter anderem auf den Namen Franziska Schanzkowski. Sie wurde 1920 polizeilich abgemeldet: „Unbekannt verzogen". Die Schanzkowski hat bei einer Familie Wingender in Untermiete gewohnt. Eines Tages meldet sich bei Knopf ein junges Mädchen, das sich als Doris Wingender vorstellt. Er ist überzeugt, endlich der Lösung nahe zu sein. Die Unbekannte aber ahnt nicht, was inzwischen in Berlin vorgeht. Sie fährt im Zug nach Wasserburg.



Eine Kronzeugin gegen Anna

Das Mädchen stieg aus dem Zug. Vorsichtig setzte sie ihren Fuß auf den Bahnsteig. Es war, als wollte sie erfasten, wie die neue Umgebung beschaffen sei, in die sie eintrat. Der Mann, der auf sie zukam, war groß und hager. Er war Mitte fünfzig. Das Haar war grau. In seinen Augen waren Müdigkeit und Freundlichkeit zugleich. Er war der Typ des Aristokraten, der sich mit Herablassung und Resignation in der ihm unbegreiflichen Gegenwart zurechtzufinden versuchte. Er hielt sich sehr aufrecht. Um seinen Mund lagen ein paar spöttische Falten, als sei er es gewohnt, ironisch und mit amüsierter Verwun-



Großzügiger Gastgeber *der Unbekannten wurde der Herzog von Leuchtenberg, ein Urenkel des Zaren Nikolaus I. „Er ist ein Kavalier", sagten die Leute von ihm, „aber auch spleenig"*



„Glauben Sie, *daß ich Anastasia Nikolajewna bin?" fragte die Unbekannte den Herzog, als er sie in sein Schloß einführte: „Ich glaube es, aber ich weiß es natürlich nicht", antwortete der Herzog*



Schloß Seeon am Chiemsee, *der Besitz des Herzogs von Leuchtenberg, der bisher auch zahlende Gäste für 7,– DM Vollpension pro Tag einlud. Der Herzog, ein keineswegs reicher Mann, war mit dem Gesandten Zahle befreundet. Auf dessen Bitte hin hatte er der Unbekannten das ruhige Asyl geboten. Hier am Chiemsee erholte sich Anna Tschaikowski auf langen Spaziergängen und Bootsfahrten (Bild rechts) von den Aufregungen der Jahre vorher. Hier wurde sie gesprächiger und zutraulicher und empfing Gäste. Nur Journalisten, die sie sprechen wollten, scheute sie; alle Publizität haßte sie*

Keiner wußte, woher die Unbekannte, deren Schicksal hier Hans Nogly schildert, kam. Niemand konnte ihre Angaben, sie sei die jüngste Zarentochter, widerlegen.



Tschaikowski tritt auf und stellt sich dem Verhör eines Detektivs. Es scheint, als kenne sie des Rätsels Lösung

derung zu lächeln, wenn ihm das Schicksal mit unerfreulichen Überraschungen kam.

„Herzlich willkammen, Madame", lächelte der Mann. Er küßte die Hand des Mädchens, das ihn neugierig musterte. Er nahm ihren Arm. Er führte sie zum Ausgang des Bahnhats. Ein Träger schleppte den Koffer hinter ihnen her, den sie bei sich hatte. Sie stiegen in ein Auta, das auf dem Bahnhofsplatz hielt. Der Chauffeur wartete keine Anweisungen ab. Er fuhr an. Das Mädchen sah nicht viel van Wasserburg. Sie hatten die Stadt bald hinter sich. Das Mädchen blickte auf die Wiesen rechts und links der Landstraße. Nach einer Weile sah sie den Mann an, der schweigsam neben ihr saß.

„Es ist sehr freundlich, daß Sie haben eingeladen", sagte sie, „ich habe lange nachgedacht, warum. Sagen Sie mir warum?"

Er lächelte schwach. Er zuckte die Achseln.

„Warum will man schan jemandem helfen?" antwartete er. „Vielleicht aus Sympathie, vielleicht, weil ich neugierig bin, wie Sie sind."

„Sie keine Veranlassung zu helfen", murmelte sie.

„Ich habe auch keine Veranlassung, nicht zu helfen", erklärte er. „Ich bin gut bekannt mit dem Gesandten Zahle. Er hat mir van Ihnen erzählt. Sa fing es an."

„Es ist nicht klug zu helfen", sagte sie leise, „es ist gar nicht klug. Sie haben Sargen und Ärger, wenn Sie helfen. Alle, die mir helfen, haben Sorgen und Ärger."

„Das bin ich gewahnt", winkte er ab.

„Ich weiß", sagte sie.

Er hab iranisch die Augenbrauen: „Wiesa?"

„Ich habe mir erzählen lassen, was ist los mit dem Herzag van Leuchtenberg." Ein Lächeln huschte über ihre Lippen.

„Dann werden Sie ja eine Menge gehärt haben", sagte er spättisch.

Sie nickte. „Eine große Menge. So gern reden die Leute. Und sa viel reden sie. Der Herzag, sagen sie, hat ein Schlaß, das ist wie Rußland, abwahl es Bayern ist. Der Herzag ist ganz armer Mann, sagen sie. Aber er lebt wie ganz reicher Mann. Er ist Kavalier, sagen die Leute, und ein bißchen verrückt ist er, sagen sie, so ein bißchen ganz liebenswürdig verrückt. Er hat großes schänes Auta, wa keiner weiß, ab es bezahlt ist. Ist das dies Auto?"

„Natürlich", antwartete er heiter.

„Er hat graßes Auta, sagen die Leute, aber Schuhe nur ein Paar. Sind das die Schuhe?"

„Sie sind es", lachte er. „Sie sind entzückend, Madame."

„Ich ader die Schuhe?"

„Sie!" Er deutete mit dem Finger auf sie.

(FORTSETZUNG AUF SEITE 18)



Doris Wingender



Anna Tschaikowski



Franziska Schanzkowski

Eine Sensation

nannte die Berliner „Nachtausgabe" die Enthüllungen der ersten Kronzeugin gegen die Unbekannte. Doris Wingender behauptete, Anna Tschaikowski sei in Wirklichkeit eine frühere Untermieterin ihrer Mutter und heiße Franziska Schanzkowski. Sie ließ sich für ihre Enthüllungen 1500 Mark zahlen und erklärte sich zu einer Gegenüberstellung mit der Unbekannten bereit. Wie diese Gegenüberstellung verlief, werden wir im nächsten Heft berichten.

August Scherl G.m.b.H.

Berlin SW 68, 15. März 1927
Zimmerstraße 36-41

Fräulein Doris Wingender
Berlin
Neue Hochstr. 17

Sehr geehrtes Fräulein Wingender !

Unter Bezugnahme auf unsere heutige Unterredung bestätigen wir, mit Ihnen nachstehende Abmachung getroffen zu haben:

Nach Ihren Feststellungen ist die in den Veröffentlichungen der "Berliner Nachtausgabe": "Lebt Anastasia, die jüngste Tochter des Zaren?" genannte Frau von Tschaikowsky in Wirklichkeit ein Fräulein Franziska Schanzkowski, geboren am 16. Dezember 1896 zu Borowielasne. Zum Beweis Ihrer Behauptung übergeben Sie uns

1.) ein Arbeitsbuch, lautend über Franziska Schanzkowski, geboren am 16. Dezember zu Borowielasne;
2.) eine Invalidenkarte, lautend auf Franziska Schanzkowski, Quittungskarte Nr. 4, gültig ab 8. April 1918, Liste der Quittungskarten A, Nr. 1956;
3.) eine polizeiliche Anmeldung vom 20. Nov. 1919, lautend über Anmeldung von Friderikenhof nach Berlin, Neue Hochstr. 17;
4.) eine polizeiliche Abmeldung vom 9. März 1920 über Abmeldung vom 15. Januar 1920 von Berlin, Neue Hochstr. 17 nach Unbekannt.

Sie übereignen uns diese vier vorgenannten Dokumente, desgleichen die in Ihrem Besitz befindlichen Schrift- und Kleidungsstücke der Franziska Schanzkowski.

Sie bleiben weiterhin bemüht, noch andere Schriftstücke oder Dokumente, die zurzeit nicht in Ihrem Besitze sind, zu erlangen oder uns zur Erlangung derartiger Beweismittel die Möglichkeit zu geben. Wir haben davon Kenntnis genommen, dass Sie mit der Gegenüberstellung auf unsere Kosten mit der angeblichen Anastasia, genannt Frau von Tschaikowsky, zwecks Identifizierung bereit sind.

Sie werden Ihre Aussagen vor einem von uns noch zu benennenden Notar an Eidesstatt zu Protokoll geben. Ausserdem werden Sie im Einvernehmen mit uns an der Aufklärung dieser Angelegenheit mitwirken.

Sie übertragen uns ferner an den unter 1 bis 4 genannten Dokumenten und an den uns noch zu übergebenden Schriftstücken das alleinige und ausschliessliche Urheberrecht.

Wir zahlen Ihnen zur Abgeltung aller Ihrer Ansprüche in zwei Raten den einmaligen Betrag von 1 500,-- Mark (Eintausendfünfhundert Reichsmark), und zwar 1 000,-- Mark, wenn wir die Überzeugung erlangt haben, dass Ihre Angaben zutreffen und die angebliche Anastasia, genannt von Tschaikowsky, in Wirklichkeit Franziska Schanzkowski, geboren am 16. Dezember 1896 zu Borowielasne ist. Die restlichen 500,-- Mark erhalten Sie nach Abdruck dieser Feststellung bei uns.

Wir bitten Sie, uns auf anliegender Kopie den Empfang sowie Ihr Einverständnis mit dieser unserer Abmachung zu bestätigen.

August Scherl

Eine Kopie des Abkommens, das Doris Wingender mit der „Nachtausgabe" traf



„Sie ganz allein. Aber weiter! Was sagen die Leute noch?"

„Sie sagen, ich soll hüten mich. Sie sagen, der Herr hat Charme wie niemand. Er stammt von der Josephine de Beauharnais ab, sagen die Leute, die hat gehabt auch furchtbar viel Charme, sonst sie wäre nicht geworden Kaiserin der Franzosen."

„Weiter!"

„Der Herzog, sagen sie, ist wunderbare Mischung. Er ist bayerischer Herzog von Leuchtenberg, zugleich er ist russischer Fürst Romanowski, er hat französisches Blut, deutsches Gemüt und russische Seele. Stimmt alles, was Leute sagen?"

„Ich fürchte", seufzte er. Er dachte, daß sie bezaubernd sei.

„Dann ich werde mich wohl fühlen auf Schloß Seean", sagte sie. Sie wurde plötzlich ernst. „Glauben Sie, daß ich Anastasia Nikolajewna bin?" fragte sie. Ihre Stimme, die eben noch dunkel und weich gewesen war, klang hart.

Großfürstin oder reizende Schwindlerin!

Er blickte vor sich hin. „Ich glaube es", sagte er langsam. „Aber ich weiß es natürlich nicht, Madame."

„Warum glauben Sie?"

„Wissen Sie, wer General Hoffmann ist?"

„Er hat Friedensvertrag geschlossen mit Sowjets in Brest-Litawsk. Er ist seltsamer Mann."

„Er ist doch kein seltsamer Mann — —"

„Er hat seltsame Erklärung abgegeben. Er sagt, er weiß, ich bin Anastasia. Er gibt sein Wort, daß er weiß ganz genau. Aber er sagt, Beweise darf er nicht nennen. Er hat es erklärt vor Behörden. Mir selbst er hat gesagt nichts. Er weicht aus, und ich verstehe nicht — —"

„Auch mir hat er sein Wort gegeben", meinte der Herzog. „Ich habe ihm geschrieben, ehe ich Sie einlud. Er hat geantwortet, es seien politische Gründe, die ihn zwängen, keine Einzelheiten zu äußern."

„Ich will nichts wissen von dem Mann", sagte sie heftig. „Er soll gar nichts sagen, wenn er bloß halbe Sachen."

„Er wird triftige Gründe haben. Ich glaube das ganz sicher."

„Das ist egal! Das ist so egal für mich!" In ihrem Gesicht zuckte es. „Wenn ich nun bin Schwindlerin? Was dann? Es kann doch sein, ich bin Schwindlerin, nicht wahr? Es gibt so viele, die das sagen. Die meisten sagen es! Wenn es ist nun richtig? Wenn ich bin böse und schlecht, und die Leute fallen nur herein auf mich? Was dann? Sie hätten nicht sollen einladen. Sie werden ausgelacht. Die Leute sagen, daß der Herzog von Leuchtenberg nicht hätte so dumm sein sollen, hereinzufallen auf mich. Er ist arm und hat großes Schloß, er hat Auto und ein Paar Schuhe, er ist liebenswürdig und so dumm, Hochstaplerin zu holen. Die Leute werden erzählen sehr viel."

Er lächelte ruhig. „Dann will ich die Leute nicht enttäuschen", sagte er. „Ein Mann wie ich, kann es sich nicht erlauben, die Leute zu enttäuschen. Sie sind charmant, Madame — so charmant wie nur eine echte Großfürstin oder eine reizende Schwindlerin sein kann. Ich habe in Rußland alles verloren, und hier habe ich auch nicht mehr viel. Es gibt wenige erfreuliche Dinge. Sie sind erfreulich, Madame — in jedem Fall! Sehen Sie zum Fenster hinaus, Madame! Auch das dort ist erfreulich."

Sie blickte nach vorn. Sie sah einen See. Auf einer Halbinsel ragten hinter Bäumen zwei Türme auf mit runden Kuppeln.

„Das ist Seean, Madame. Es gehört nicht mehr in die Gegenwart. Es ist sehr alt. Es ist so alt, daß ich mich darin wohl fühle. Das Schloß und ich, Madame, wir genießen den Respekt des Publikums. Man findet uns höchst interessant. Es gibt lange düstere Wandelgänge. Es gibt kühle Grabkammern, in denen die Gebeine von frommen Männern liegen, Totenschädel, die mit Bärten aus bunten Glasperlen geschmückt sind. Das ist schaurig und schön, Madame, sagt das Publikum, und wenn es mir in einem der Gänge begegnet, grüßt es höflich, und malt sich aus, wie meinem Schädel einmal die Glasperlen stehen werden. Und das Publikum blickt mir nach, weil es nicht ganz sicher ist, ob ich nun der Schloßherr oder der Schloßgeist bin. Das Publikum zieht sich dann ins Restaurant zurück. Ja, Madame, ich habe auch eine prosaische Abteilung auf Schloß Seeon. Ich verschicke Prospekte in alle Welt: ‚Pension und Café-Restaurant Schloß Seeon, Oberbayern, 560 Meter über dem Meeresspiegel, ruhige malerische Lage, das ganze Jahr geöffnet, gepflegte Wiener Küche, volle Pension fünf bis sieben Reichsmark.' Der Schloßgeist muß leben, Madame!"

Sie hatte mit halbem Lächeln zugehört. Der Wagen fuhr einen Kiesweg entlang. Vor einer kurzen Freitreppe hielt er an. Der Chauffeur öffnete den Schlag. Der Herzog stieg aus und half dem Mädchen. Sie blickte sich um. Sie sah den Garten, die alten Bäume, den See, der still und glatt und dunkel war. Im Süden, hinter dem Chiemsee, erhob sich die Kette der Alpen, die noch schneebedeckt waren. Der Herzog machte eine weitausholende Handbewegung.

„Ich würde mich freuen", lächelte er, „wenn Sie sich hier wie zu Hause fühlen könnten."

Sie nickte. Der Herzog verzog leicht den Mund.

„Wenn ich mit dem Wagen unterwegs bin", sagte er, „wenn ich nach Wasserburg fahre oder nach München, dann bin ich Georg von Leuchtenberg. Hier, Madame, bin ich Georgij Nikolajewitsch, der Urenkel des Zaren Nikolaus I. Hier ist Rußland, Madame."

„Bitte, Sie vergessen, was ich gesagt habe im Auto, nicht wahr?" sagte sie leise. „Ich bin sehr dankbar, daß ich durfte kommen. Ich bin sehr dankbar, Georgij Nikolajewitsch."

Neben dem Haus waren Gemüsebeete, braune, umgegrabene Erde. Sie waren eingezäunt. Jetzt öffnete sich die kleine Gartentür, und eine Frau trat heraus. Sie war mittelgroß und gedrungen. Sie hatte Holzpantinen an. Sie lehnte einen Spaten an den Zaun. Ihre Kittelschürze war schmutzig von der Gartenarbeit. Sie wischte ihre Hände daran ab. Sie starrte das Mädchen an, den Kopf zur Seite gelegt, während sie auf die beiden zukam. Ihr Blick war abschätzend und skeptisch. Dann streckte sie dem Mädchen die Hand entgegen.

„Na, schön!" sagte sie. „Auf einen Esser mehr kommt es ja nicht an, Fräulein. Seien Sie nicht böse, ich finde es einen Blödsinn, daß er Sie hergeschleppt hat. Aber wenn Sie schon hier sind, soll es mir recht sein. Sie werden lachen, aber ich bin seine Frau."

Das Mädchen blickte sie verblüfft an. „Ich freue mich — —" murmelte sie dann.

„Warten Sie's erst ab", brummte die Herzogin. „Also — ich muß wieder in den Garten." Sie nickte kurz und ging.

Der Herzog lachte. „Es macht ihr Spaß, die Leute zu schockieren", sagte er. „Sie erzählt jedem, daß sie eigentlich Anarchistin ist und daß eine Herzogin heute auf der Welt nichts mehr zu suchen hat. Die Bolschewisten haben sie vier Jahre lang in Moskau festgehalten. Sie hat die Straßen gefegt. Dann haben die Roten gemerkt, daß ihr das Spaß macht, und haben sie laufen lassen. Sie schockiert jeden — auch die Bolschewiken. Kommen Sie — —"

Er führte sie ins Haus. Sie folgte ihm zögernd.

Knopf mit Kopf

Die Spannung, die plötzlich in dem kleinen Konferenzzimmer herrschte, war deutlich spürbar. Knopf beugte sich vor. Er starrte Doris Wingender an. In seinem Gesicht arbeitete es. Dann lösten sich seine Züge. Er holte tief Atem. Er lächelte. „Wingender, Neue Hochstraße 17", wiederholte er noch einmal, und es klang sehr zufrieden. Seine Stimme wurde ganz sachlich: „Sie sind also gekommen, um mir zu sagen, daß die Frau, die sich Anastasia Tschaikowski nennt und die sich als Großfürstin Anastasia Nikolajewna ausgibt, in Wirklichkeit Ihre ehemalige Untermieterin Franziska Schanzkowski ist. Wollten Sie mir das sagen?"

Sie blickte ihn verblüfft an.

„Donnerwetter!" sagte sie atemlos. „Woher wissen Sie das?"

„Also wollten Sie es mir sagen", lächelte er.

„Ja, natürlich — —"

„Es ist wunderbar, daß Sie gekommen sind! Herrgott, das ist einfach prächtig!" Er sprang lebhaft auf. Hast und Unruhe kribbelten ihm in den Fingern. Er rieb seine Hände gegeneinander. Er stand vor ihr und blickte auf sie hinab.

„Keine Angst", lachte er, „ich habe Ihnen die Lösung nicht weggeschnappt. Sie bringen die Lösung. Sie ganz allein! Das sah eben bloß so aus, als wüßte ich was. Gar nichts weiß ich. Jetzt geht die Arbeit erst los, und zwar richtig! Ich will Ihnen sagen, wie ich darauf kamme. Ich habe mir zusammengereimt, daß unser hochstapelndes Engelchen eine Polin sein muß — oder zumindest polnischer Herkunft. Wieso, spielt jetzt keine Rolle. Wir haben also nach solchen Mädchen gesucht. Es sind ein paar Na-

FORTSETZUNG AUF SEITE 52

Zwei Zarenkinder: *Tatjana (mit Hut) und Anastasia. „Alle in der Familie haben Tatjana besonders geliebt", erzählte die Unbekannte. „Sie war die fröhlichste und ging auf jeden Spaß ein. Und sie konnte wunderschön singen."*

Schloß Reichenau nach einem alten Stich

In Harmonie zusammenfliessend

Dort bei Schloss Reichenau in Graubünden, dort fließen
- einen wunderschönen Anblick voll edler Harmonie bietend -
Vorder- und Hinterrhein zusammen.
Der höchstgeborene unserer Ströme tritt nun unter seinem echten Namen,
dem große Geltung werden wird, seinen weiteren Weg an.

Vieles steht ihm bevor: Um ihn wird sich Geschichte entwickeln,
Märchen und Sagen, schlichte und eigentümliche Wahrheit;
von vielem werden die Wellen dieses Stromes zu wispern wissen.
Manches werden wir berichten von unserem Rhein.

»Vom Rhein«, so nennen wir die OVERSTOLZ: dort nämlich wird sie aus erlesenen Tabaken des Erdballs von sachverständigen Kennern gemischt. Leichtbekömmlich bietet sich diese wundervolle Zigarette von »Haus Neuerburg« dem stetig wachsenden Kreis verläßlicher Freunde dar (Freunde, die sie sich selbst gewonnen hat).



leichtbekömmlich:

OVERSTOLZ

« VOM RHEIN »

UNTER EINEM GUTEN STERN
MIT OVERSTOLZ VOM RHEIN

Blick hinter den goldenen Vorhang



Diese nie veröffentlichten Aufnahmen vom Leben am Zarenhof haben eine seltsame Geschichte. Als sie um die Jahrhundertwende gemacht wurden, konnte kein gewöhnlicher Sterblicher einen Blick in die strenge Verschlossenheit tun, hinter der die Zarenfamilie ihre eigene kleine Welt inmitten eines Riesenreiches hatte. Auch kein Fotograf konnte es. Die erste Kamera brachte Prinzessin Maria von Dänemark ins Schloß. Prinzessin Maria (Bild links) war eine Schwägerin der Zarinmutter und eine Tante des Zaren. Man liebte sie schwärmerisch am Zarenhof. Sie hatte französischen Charme und ihre Heiterkeit wirkte ansteckend. In Kopenhagen hatte sie sich bei dem Hoffotografen Elfelt in dem damals noch dunklen Metier des Fotografierens ausbilden lassen. Am Zarenhof versuchte sie nun ihre Fähigkeiten. Sie fotografierte hier als erste, und niemals mehr gelang es einem Fotografen danach, die Atmosphäre familiärer Ungezwungenheit so lebensecht in Schnappschüssen einzufangen. Über fünfzig Jahre lang waren diese Fotos in einem Archiv in Kopenhagen vergessen, bis der Stern sie entdeckte.

Im Frühling 1901. *Diese Aufnahme im Garten von Zarskaje Selo machte Prinzessin Maria van Dänemark, drei Wochen bevor Anastasia geboren wurde. Von links Zarin Alexandra, in der Mitte Zar Nikolaus II. und rechts der Vetter des Zaren, Großfürst Michael Alexandrawitsch*



„Hoppe - hoppe Reiter!" *Auch Zarenkinder liebten dieses heitere Spiel mit Erwachsenen, und der Vater, auch wenn er Herrscher von 150 Millionen war, und die Onkel Großfürsten mußten mitmachen. Die beliebte Tante Maria fotografierte das Ganze fürs Familienalbum, aber sie fing auch mit einem Schnappschuß die erheiterten Zuschauer (linkes Bild: Die Zarinmutter, die Zarin und die Hofdame Anna Wyrubawa) ein*





Selten nur *sah man das Zarenpaar lächeln. Einen solch kargen Moment hielt die Kamera Prinzessin Marias fest. Meistens waren die Gesichter von Zar und Zarin sorgenvoll und wie von der Ahnung kommenden Unheils verdunkelt*



Hohe Gäste *im Salon der Zarinmutter. Von links nach rechts drei Schwestern: die Herzogin Thyra von Cumberland, Alexandra, Königin von Großbritannien und Irland, und die Mutter des Zaren, Maria Feodorowna. Neben ihr die spätere Gattin des Großherzogs von Mecklenburg und vorn Viktoria Luise, die spätere Herzogin von Braunschweig. Zwangloser mutet dagegen ein Schnappschuß an, der den Zaren zeigt, wie er sich nachdenklich und mißtrauisch die Nase reibt, während er zwei alte Frauen aus dem Volk betrachtet, die sich als Gäste im Park von Zarskoje-Selo einfanden (Bild unten)*

Vor mehr als fünfzig Jahren von Prinzessin Maria fotografiert ...

Fotografieren war damals noch eine junge und unerprobte Kunst, und Zar Nikolaus II. gehörte zu ihren frühesten Liebhabern. Er bewunderte die Fertigkeit Prinzessin Marias und gab ihrer Kamera mehr Freiheit, als sie je ein Monarch einem Hoffotografen zugestand

Noch weißer als das alte Suwa? — Ja!

Das neue SUWA wäscht noch weißer



Leuchtendes Weiß

Wunderbare Milde

Alles noch einfacher

Das neugeborene Suwa erfüllt alle Ihre Wünsche an ein modernes Waschmittel, ja übertrifft sie sogar!

Großwäsche, Kleinwäsche können Sie mit dem neuen Suwa mühelos waschen – wie und wann Sie wollen. Mit oder ohne Kochen, in hartem oder weichem Wasser, ob Einweichen oder nicht – ganz gleich! Das Ergebnis ist immer leuchtend weiße Wäsche.

Neu für Ihre Feinwäsche. Das neue Suwa ist frei von Soda, frei von Chlor; darum so wunderbar milde, daß es – bei aller Gründlichkeit – auch Ihre zarte Feinwäsche hegt und pflegt. Daunenweich fühlt sie sich an. Ihre Hände bleiben glatt und geschmeidig.

Ja, sogar **Geschirrspülen.** Das neue Suwa löst jedes Fett im Handumdrehen; all Ihr Geschirr wird im Nu blitzsauber, und Ihre Hände sind dankbar für die schonende Milde.

Nur Suwa –
nichts weiter!

DOPPELPAKET **98** PF

weiß – weißer – Suwa-weiß

5603

Alle Himmel stehen offen

Der Roman einer gefährlichen Verlockung

von Stefan Olivier

Die letzte Fortsetzung schloß: Wie an jedem Tag kam ihm Bärbel fröhlich entgegen. Er schob sie ins Kinderzimmer und ging in die Küche. Ruth stand am Herd und füllte die Suppe ein. Er blieb hinter ihr stehen. „Ruth", sagte Thom, „was hast du mit dem Brief gemacht?" Sie drehte sich um. „Was für ein Brief?" fragte sie erstaunt. Aber ihr Erstaunen war nicht echt. Er sah, daß sie rot geworden war. „Ich meine den Brief von Ellen!" sagte er. Die Röte auf ihrem Gesicht vertiefte sich. „Ein Brief von Ellen?" stammelte sie. „Ich weiß von keinem Brief ..." Er zog die Brauen zusammen. „Ruth, sag die Wahrheit! Er ist doch gekommen, nicht wahr?" Sie sah ihn an, und ihr Gesichtsausdruck änderte sich plötzlich. Zornig warf sie den Kopf zurück. „Ja", sagte sie, „er ist gekommen. Aber ich will nicht, daß du Briefe von Ellen bekommst. Ich habe ihn verbrannt!"

Er griff nach ihrem Handgelenk. „Du hast ihn verbrannt?" fragte er. Sie beantwortete seine Frage nicht. „Laß mich", fauchte sie, „du tust mir weh!" Er hielt sie fest. „Hast du denn nicht gelesen, was in dem Brief gestanden hat?"

„Nein!" stieß sie heftig hervor. „Ich will es auch gar nicht wissen. Ich will, daß sie dir überhaupt nicht mehr schreibt! Und nun laß mich endlich los!"

Er ließ sie los. „Sie wollte mir nur mitteilen, daß Frau Gotthold gestorben ist", sagte er. „Findest du das so unmöglich?"

Sie rieb ihr Handgelenk. Es war ganz rot. „Was geht uns Frau Gotthold an!"

„Ruth", sagte er entsetzt, „wie kannst du nur so etwas sagen! Du hast sie doch auch gekannt! Du hast ihren Jungen doch wochenlang bei dir gehabt!"

„Ja, ja", sagte sie. „Das ist lange her! Ich habe jetzt andere Sorgen! Ich muß an meine eigenen Kinder denken! Und du solltest das auch tun." Ihr Gesicht war von einer sonderbaren, eigensinnigen Starrheit. „Woher weißt du denn überhaupt von dem Brief?" fragte sie.

„Ellen hat mich vorhin angerufen."

„So? Sie hat dich angerufen!" sagte sie höhnisch.

„Ja", sagte er zornig. „Wegen des Jungen!"

„Ach, der Junge! Den schiebt sie doch nur vor. Oh, ich kenne sie. Und du fällst natürlich auf sie herein! Aber deine eigene Frau ist dir egal ..."

„Ruth!" schrie er.

„Ruth ... Ruth ..." schrie sie zurück. „Ich weiß doch, wie es ist ... mit dir und mit ihr! Du hast sie noch immer nicht vergessen, und du wirst sie auch nie vergessen. Mich hast du ja nur wegen des Kindes geheiratet ..."

Er sah ein, daß jetzt nicht mit ihr zu reden war. Schweigend wandte er sich ab.

„Gib es doch zu!" bohrte sie. „Du kannst es ruhig zugeben!"

„Hör auf, Ruth!" bat er. „Das hat doch keinen Sinn. Darum geht es ja auch nicht!"

Sie hörte nicht auf. „Aber mir geht es darum! Nun sag es doch endlich!"

Er blickte sie an. Er sah den weiten Kittel, unter dem sie ihre Figur verbarg. Er sah ihr volles Gesicht, das vor Erregung



Ruth lag zusammengekrümmt da. Ihre Stirn war feucht und ihre Augen waren angstvoll auf Thom gerichtet. Sie griff nach seiner Hand und umklammerte sie wie einen Schraubstock

ob gross

ob klein

PROFILIA

PROFIlinchen

Beachten Sie
bitte das Etikett,
das Ihnen beste
PROFILIA-Qualität
garantiert.

Hauptsache: all-elastisch...



»all-elastisch«
- ist mehr als »elastisch«!

»all-elastisch« - der Hauptgewinn für Ihren Schlaf

»all-elastisch« - jeder Körperteil ruht in jeder Lage ungehindert

»all-elastisch« - ein Geheimnis der PROFILIA und ihrer neuartigen Federung: freischwingend, ohne Rahmen und selbstverständlich ungeteilt

Ob groß - ob klein, bei der PROFILIA ist an alles gedacht:
all-elastisch - »Nur-Feder-System«
ohne Rahmen - ohne Wülste - ohne harte Kanten
ungeteilt - ohne Ritzen, die unterkühlenden Zug verursachen können
geräuschlos - durch freischwingende Federbindung
hygienisch - durch Ventile automatisch durchlüftet, sogar bei stärkster Körperbelastung

Die PROFILIA ist nur mit natürlichen, hygienischen Polsterstoffen (wie Baumwolle, Wolle, Palmfaser usw.) gepolstert. Kein Gummi, Latexschaum oder synthetische Stoffe. Hierdurch ist eine beständig-hochgradige Schweißaufnahme (bis zu 25% des Eigengewichtes) gewährleistet. Auch das leichte Reinigen und Handhaben gehören zu den vielen fortschrittlichen PROFILIA-Annehmlichkeiten.

... und für Ihr Kind **»PROFI-linchen«**
Der zarte Körper und der bewegte Schlaf des Kindes fordern eine muldenfreie, straff - aber nicht zu weich - gefederte Matratze: die nach modernsten medizinischen und hygienischen Erkenntnissen geschaffene Kindermatratze »PROFI-linchen« mit allen ihren PROFILIA-Vorzügen.

Am besten: Sie schreiben uns noch heute.
Jeder PROFILIA-Fachhändler wird Sie gern unverbindlich beraten.

GUTSCHEIN
Bitte ausschneiden oder abschreiben:
Adresse: PROFILIA-Werke · Ennigerloh/Westf. · Postfach 10
Bitte senden Sie mir kostenlos und unverbindlich Ihre PROFILIA-Information und Ihre aufklärende, bebilderte Schrift »Wir studierten den Schlaf«.

Wl./Leyck

ganz weiß war und in dem ihre dunklen Augen fiebrig glänzten. Was ging eigentlich hinter dieser starren, eigensinnigen Maske vor? Er dachte daran, wie sie ihm damals den Brief ins Büro geschickt und wie er danach über die Autobahn gerast war, um mit dem Gedanken fertig zu werden, daß in einiger Zeit ein Kind von ihm zur Welt kommen würde, und wie er dann mit ihr in ihrer kleinen Küche gesprochen hatte, und wie erlöst sie gewesen war, daß er sie nicht allein lassen würde ... Wußte sie das alles nicht mehr?

„Du brauchst mir keine Antwort zu geben", sagte sie. „Ich weiß es auch so."

Ihre Hartnäckigkeit machte ihn krank. „Mein Gott, Ruth, wir wissen doch beide, wie alles gekommen ist. Bitte, laß doch diese Dinge ruhen!"

Sie stellte sich dicht vor ihn. „Also sag es endlich, Thom. Du hast mich nur wegen des Kindes geheiratet!"

Er verlor die Geduld. „Ja! Wenn du's unbedingt wissen willst ..."

Sie zuckte zusammen, als ob er sie geschlagen hätte. Langsam drehte sie sich zum Herd, griff nach der Schöpfkelle und rührte sinnlos damit im Suppentopf herum. „Es ist gut, daß du mir das gesagt hast", flüsterte sie. „Ja, es ist gut, daß ich es weiß. Ich habe ja immer geglaubt, daß ..." Sie brach ab.

Er sah, wie ihre Schultern hysterisch zu zucken begannen. Er dachte an Beumelin und hörte die ruhige, zuverlässige Stimme des Arztes. *Frauen in dem Zustand brauchen viel Liebe ... Manchmal sind sie vollkommen verändert ... haben sonderbare Wünsche und kommen auf die seltsamsten Ideen ... Man kann bei Ihnen keine Logik erwarten ... Ganz plötzliche Depressionen, die ebensoschnell vorübergehen, wie sie gekommen sind ...*

Er nahm sie bei den Schultern und zog sie an sich. „Es ist ja alles Unsinn, was wir da reden", sagte er. „Wir sollten wirklich ein bißchen vernünftiger sein. Du weißt doch, wie alles gekommen ist, Ruth! Aber du weißt auch, daß ich dich liebe!"

Der letzte Satz wirkte wie eine Zauberformel auf sie. Ihre Starrheit wich und sie brach in haltloses Weinen aus. „Ach, Thom", schluchzte sie, „du durftest das nicht sagen! Du bist doch der einzige Mensch, den ich noch habe. Ich mache mir solche Sorgen ..." Sie klammerte sich an ihn, als sei sie in Gefahr zu ertrinken.

„Aber dazu hast du doch keinen Grund!" sagte er.

Sie antwortete nicht.

Er sprach leise auf sie ein. „Ich bin mit der Firma in Surabaja fast einig. Sie wollen mir einen Vertragsentwurf schicken. Wenn er mir zusagt, werde ich gleich unterschreiben. Wir wollen vorläufig auf zwei Jahre abschließen! — Freust du dich, Ruth?"

Sie nickte.

„In zwei Monaten kommt das Kind", fuhr er leise fort. „Und zum Winter, wenn du dich ganz erholt hast, fahren wir dann hinüber."

„Das Kind ... das Kind ..." murmelte sie. „Wenn es nur schon da wäre ..."

„Wir müssen Geduld haben", sagte er. „Und du darfst uns das Leben nicht so schwer machen. Du weißt doch, was ich Ellen versprochen habe. Wenn sie mich um eine Gefälligkeit bittet, kann ich sie ihr nicht abschlagen. Das wäre nicht fair!"

Fair, fair ... dachte sie. Ich will gar nicht, daß er fair ist. Lieben soll er mich!

„Ich muß nachher noch zu ihr fahren", sagte er. „Wegen des Jungen. Sie hat Schwierigkeiten. Siehst du das ein?"

Sie trocknete sich die Tränen und nickte stumm. Sie sah es nicht ein, aber sie wußte, daß er auf jeden Fall gehen würde. So gut kannte sie ihn schon.

„Na also!" sagte er. „Am besten ist es, wir sprechen nicht mehr darüber." Er strich ihr zärtlich über die Nasenspitze. „Einverstanden?"

Sie versuchte zu lächeln. „Ja, wir wollen nicht mehr darüber sprechen. Willst du bitte Bärbel herüberholen?" Sie nahm die Suppenterrine und ging hinüber ins Zimmer. Er versteht mich nicht, dachte sie dumpf. Wie kann er auch. Wenn er mich wirklich liebte, dann wäre alles viel leichter. Dann wäre die Angst auch nicht so groß ... Jenes Bild tauchte wieder vor ihr auf, das sie damals in der kalten Januarnacht vor dem Parkhotel gesehen hatte: Ellen, schlank, schön, elegant, lächelnd, an Thoms Seite ... Sie konnte es nicht vergessen. Erst die Geburt des Kindes würde das ändern. Das Kind war ihr stärkster Verbündeter. Aber es muß erst da sein! dachte sie. Und es muß gesund sein!

Und wenn es nicht gesund ist ... Ach, nur nicht daran denken!

ELEFANTASTISCHES



Sie konnte nichts essen. Der Gedanke an das Kind ließ ihr keine Ruhe, und jeder Bissen quoll ihr im Mund.

Nach dem Essen brachte sie Bärbel ins Bett.

Thom kam herein. „Ich muß weg", sagte er und streichelte ihr Gesicht. „Willst du auch wirklich vernünftig sein und dir keine unnützen Gedanken machen?"

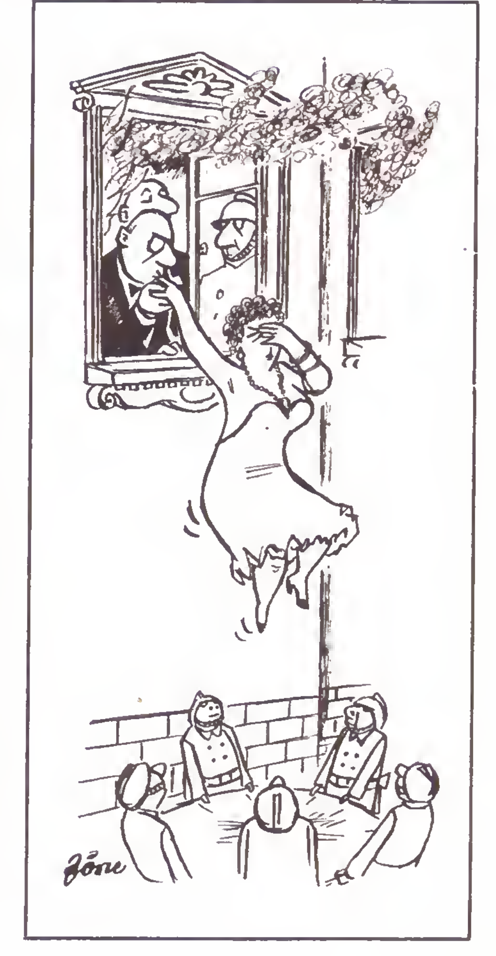
Sie nahm sich zusammen und nickte gehorsam. „Es ist schon wieder gut, Thom. Geh nur!"

Als sie die Wohnungstür schnappen hörte, lief sie hinüber in ihr Zimmer an ihren Schreibschrank und holte ein zusammengefaltetes Blatt hervor. Sie hatte es vor ein paar Tagen aus einer Frauenzeitschrift herausgerissen.

‚Medizinischer Ratgeber für die Frau', stand darüber. Sie las den Text, den sie schon ungezählte Male gelesen hatte: Die Röteln, eine an sich harmlose Kinderkrankheit, haben eine heimtückische und äußerst gefährliche Seite. Wird eine werdende Mutter in den ersten Monaten der Schwangerschaft von ihnen befallen, so kann ihr Kind erhebliche körperliche und geistige Störungen aufweisen. Neben Taubstummheit, Augenhintergrundsveränderungen, Herzmißbildungen oder Hydrozephalus (Wasserkopf) besteht die Möglichkeit einer lebenslänglichen geistigen Unterentwicklung für das Neugeborene ...

Seit sie den Artikel zum erstenmal gelesen hatte, war die geheime Angst nicht mehr von ihr gewichen. Wie leicht hatte sie damals die Krankheit genommen. Thom hatte einen Arzt holen wollen; aber sie hatte es abgelehnt. Vielleicht hätte der Arzt etwas unternehmen können. Nun war es zu spät.

Nächtelang hatte sie sich mit ihren dunklen Gedanken gequält. In ihren Träumen sah sie das Kind als verunstaltetes Krüppelchen, blind, taubstumm oder mit einem verbildeten Kopf (Hydrozephalus,



welch ein schreckliches Wort!) Und dann klammerte sie sich immer wieder an die beiden Wörter „kann" und „Möglichkeit". Nichts stand in dem Artikel davon, daß ein solches Kind verbildet sein *mußte!*

Nein, sie durfte sich nicht unnötig in Furcht bringen lassen. Das konnte nur dem Kind schaden. Und dann tröstete sie sich mit den Worten der Ärztin, zu der Thom sie geschickt hatte. (Kräftige Herztöne! hat die Ärztin gesagt... Scheint ein ganz munterer Bursche zu werden!) Die Ärztin, die mußte es doch wissen!

Nachts hatte Ruth in sich hineingelauscht. Dann hatte sie die Bewegungen des Kindes gespürt, heftige, rücksichtslose Bewegungen, die ihr fast wehtaten. Und das kleine Herz, das hatte sie auch schlagen gehört...

Sie faltete das Blatt zusammen und legte es in das Fach zurück. Sie sah auf den Kalender. Noch acht Wochen. *Lieber Gott, laß die acht Wochen schnell herumgehen! Erst wenn ich das Kind gesehen habe, werde ich ruhig sein. Dann ist es mir gleichgültig, ob Ellen Briele an Thom schickt. Dann soll er ihr hellen, soviel er will. Aber ich muß ein gesundes Kind haben!*

Sie ging ins Kinderzimmer zurück. Bärbel war schon eingeschlafen. Sie setzte sich an das Bettchen und betrachtete das weiche schlafrote Gesicht. Sie tastete jede Linie der Wangen, der Schläfen und der Stirn mit den Blicken ab und sog gleichsam die Gesundheit und Schönheit des schlafenden Kindes für das Ungeborene in sich hinein. Aber ihr Herz ließ ihr dennoch keine Ruhe, und in ihrer krankhaften Einbildung sah sie wieder Ellens Lächeln. Ellen hatte solche Sorgen nicht. Ellen würde nie solche Sorgen haben... *Wie ich Ellen hasse!*

Als Thom an diesem Nachmittag die Eingangshalle des Verwaltungsgebäudes betrat, kam ihm vom Fahrstuhl her Schneidewind entgegen. Thom wäre ihm gern aus dem Weg gegangen, aber Schneidewind steuerte mit seinen kurzen, energischen Schritten zielstrebig auf ihn zu. Er sah blendend aus: Gesund, straff und braungebrannt, und er schien in entsprechend strahlender Laune zu sein.

„Tag, mein lieber Conradi!" Er klopfte Thom jovial auf die Schulter. „Lange nicht gesehen! Was machen Sie für ein trauriges Gesicht?"

Thom lächelte. „Man kann nicht immer so gut gelaunt sein wie Sie!"

„Mallorca!" grinste Schneidewind. „Macht alles die Sonne von Mallorca! Kann ich Ihnen dringend empfehlen! Bin schon vierzehn Tage zurück, aber ich fühle sie noch in den Knochen und auf der Seele!" Er lachte. „Na, und was hört man von Ihnen für finstere Sachen? Sie wollen hier weg? Kokker hat's mir gerade erzählt. Indonesien? Ziemlich warm da unten! Mensch, Sie haben noch Unternehmungsgeist."

Thom wich aus. „Bis jetzt ist noch nichts perfekt."

„Wird schon perfekt werden", zwinkerte Schneidewind, „wenn *Sie* was anfassen! Verdienen wahrscheinlich 'n ganzen Batzen Geld da unten, was? Na, Sie müssen mir das gelegentlich mal genau erzählen. Find ich wahnsinnig interessant!" Er streckte Thom die Hand hin. „Wie geht's denn der lieben Frau?"

„Danke", sagte Thom, „nicht besonders".

„Oh, das tut mir aber leid. Da muß ich ja mein Weib mal zu ihr schicken!"

Thom räusperte sich heftig. Herrgott noch mal, er hatte an Ruth gedacht, aber Schneidewind sprach natürlich von Ellen. „Nein, jetzt bitte nicht", sagte er schnell. „Sie wird sich schon bei Ihrer Frau melden, wenn sie wieder in Ordnung ist."

„Wie Sie wollen", sagte Schneidewind. „Also meine untertänigsten Grüße! Und ich hoffe, wir sehen uns bald mal. Meine Frau hat der Ihren sicher 'ne Menge zu erzählen. Über das aufregende Badeleben von Mallorca. Hahaha!" Er schüttelte Thom kräftig die Hand. „Übrigens fahre ich heute nach Frankfurt. Fischer und Taubert, Sie wissen ja. Die fangen an, mit der Konkurrenz zu flirten. Schwierige Sache! Muß meinen ganzen Scharm einsetzen, hahahaha! Soll ich irgendwas für Sie erledigen?"

Thom schüttelte den Kopf. „Nein, danke!" Schneidewinds kraftstrotzende Fröhlichkeit ging ihm auf die Nerven. „Auf Wiedersehen! Gute Reise!" Er ging schnell auf den Fahrstuhl zu, und während er nach oben fuhr, beneidete er Schneidewind um seine primitive Unbekümmertheit. Dann dachte er wieder an Ruth und an Ellen, und die Peinlichkeit seiner Lage wurde ihm bewußt. Auf die Dauer ließ



„Wir begegnen uns hier jeden Morgen"

sich diese Geheimnistuerei nicht durchhalten. Er würde es Ellen nachher sagen, wenn er mit ihr über den Jungen sprach.

Unten bestieg Schneidewind pfeifend seinen Wagen. „Nach Hause", befahl er dem Fahrer.

Während der ganzen Fahrt pfiff er leise vor sich hin. Er dachte an die Firma Fischer und Taubert in Frankfurt. Die würde er schon wieder auf Vordermann bringen, so daß sie's gar nicht merkten. Er war voller Energien. Und im Hintergrund seiner geschäftlichen Erwägungen schimmerte das Gesicht einer grünäugigen, samthäutigen Frau. Vielleicht, wenn es die Zeit zuläßt, dachte er, werde ich mal anrufen. Er tastete nach seiner Brusttasche und fühlte beruhigt das Notizbuch, in dem die Adresse stand. Also den jungen Taubert, dachte er weiter, den werde ich gleich zum Sekt einladen. Wäre doch gelacht, wenn man mit dem nicht fertig werden würde.

Bei dem Gedanken an Sekt wurde das Gesicht der grünäugigen Frau im Hintergrund viel deutlicher. Eine nette Person, dachte er. Ganz anders als Eri. Ein kleines Unbehagen durchfuhr ihn bei dem Gedanken an Erika Gerber. Zum Teufel mit ihr! dachte er. Nie wieder! Was war ich doch für ein Dummkopf! Na, sie ist weg! Endgültig weg! Er hatte kürzlich erfahren, daß die Gerber nicht mehr bei der MAWAG war, und daß sie nun bei einer großen Exportfirma in Hamburg arbeitete. Na, sie wird sich schon durchsetzen, dachte er. Ein tüchtiges Frauenzimmer ist sie ja. Und vielleicht angelt sie sich da ihren Chef fürs Leben, hahaha. Eigentlich müßte ich Louise erzählen, daß sie endgültig weg ist. Vielleicht freut sie sich darüber. Na, es ist wohl besser, man spricht gar nicht mehr davon . . .

Noch immer pfeifend entstieg er vor seinem Haus dem Wagen. „In einer Stunde sind Sie wieder hier", sagte er zu dem Fahrer. „Wie lange brauchen wir bis Frankfurt, wenn Sie ein bißchen auf die Tube drücken?"

„Drei Stunden", antwortete der Fahrer mit beruflichem Selbstbewußtsein.

„Na schön. Also bis nachher." Schneidewind winkte ihm kameradschaftlich zu und schritt pfeifend durch den knospenden Garten.

Frühling! dachte er. Es geht doch nichts über einen schönen, zarten deutschen Frühling. In Frankfurt werden die Forsythien schon ein bißchen weiter sein. Teufel, wie einem die Frühlingsluft in die Knochen geht!

Louise hatte ihn kommen sehen und öffnete ihm die Tür.

Er küßte sie herzhaft auf den Mund. „Na, Häschen, alles bereit?"

„Alles bereit", sagte sie. „Da steht dein Musterkoffer!"

Sie lachten beide und gingen ins Zimmer, wo der Kaffeetisch gedeckt war. Sie boten das Bild eines zufriedenen, glücklichen Ehepaars. Und sie fühlten sich auch so. Schneidewind verbannte Frankfurt aus seiner Vorstellung und konzentrierte sich ganz auf seine Frau. Das hatte er sich in letzter Zeit so angewöhnt, und er hatte gute Erfahrungen damit gemacht. Im übrigen: diese hübsche grünäugige Helga war ja nur ein harmloser Flirt. Und vielleicht würde er sie gar nicht anrufen. Er stand über den Dingen! Jawohl!

Er ließ sich von Louise allerlei über die Kinder erzählen, und nach dem Kaffeetrinken beschäftigte er sich wie ein guter Vater noch ein bißchen mit seinem Jüngsten. Louise sah glücklich zu.

Um halb vier fuhr der Wagen vor.

„Wie lange bleibst du eigentlich?" fragte Louise.

„Drei Tage wahrscheinlich", sagte er. Er wußte, daß die Verhandlungen mit Fischer & Taubert höchstens zwei Tage dauern würden. Aber aus alter Gewohnheit legte er sicherheitshalber noch einen Tag zu. Wußte er denn, wie sich die Dinge entwickeln würden?

Gutgelaunt hakte er Louise ein und ging mit ihr hinüber in sein Zimmer. Sie war heute ungewohnt sanft und liebevoll zu ihm. Das rührte ihn, und er beschloß, die grünäugige Helga nicht eher anzurufen, bis die Verhandlungen mit Fischer & Taubert abgeschlossen waren — oder vielleicht überhaupt nicht! „Weißt du was", sagte er, „wir trinken noch schnell ein Fläschchen von dem Spanischen. Der Wagen kann ruhig noch eine halbe Stunde warten."

Sie lächelte. „Wenn du willst. Aber du mußt ihn allein trinken. Ich vertrage im Augenblick keinen Wein."

„Was?" polterte er. „Du verträgst keinen Wein? Das ist ja ganz neu!"

„Es ist aber so", sagte sie und sah ihn ganz merkwürdig an.

Er betrachtete sie unsicher. „Was ist denn los, Häschen? Du bist doch nicht krank?"

Sie wurde rot unter seinem Blick. „Nein. Krank bin ich nicht."

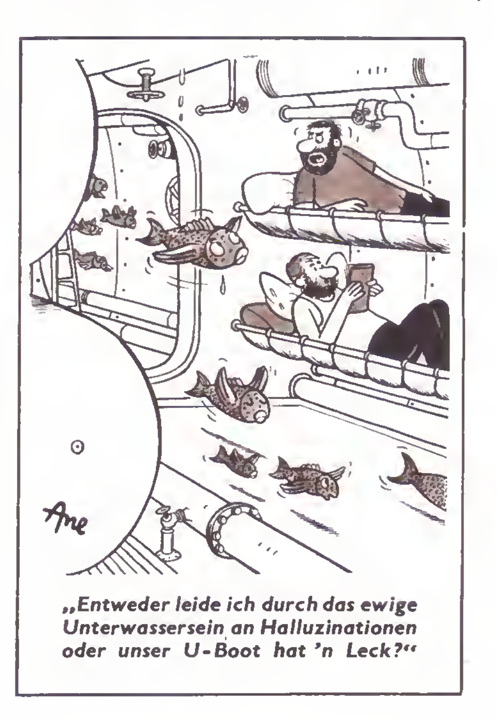
„Aber?"

Sie trat an ihn heran und legte plötzlich den Kopf gegen seine Schulter. „Ach, Bruno", sagte sie leise. „Ich genier mich ja so. Ich mag's dir gar nicht sagen. Ich . . . ich . . . in meinem Alter . . ."

„Na, na", sagte er erschrocken. „Was ist denn? Nun mal raus mit der Sprache! Hast du 'ne Dummheit gemacht? 'Ne Schlankheitskur, die dir nicht bekommen ist? Meinetwegen brauchst du so was nicht zu machen, Häschen! Für mich biste immer schön! Also, nun sag's schon! Ich werd dir den Kopf nicht abreißen . . ."

Sie drehte an einem Knopf seiner Jacke und sah ihn nicht an. „Bruno", flüsterte sie. „Ich . . . ich . . . Was würdest du sagen, wenn wir — wenn noch ein fünftes —"

Er atmete schnaufend aus. Für einen Augenblick verschlug es ihm die Sprache. „Nee", stammelte er dann. „Das ist doch



„Entweder leide ich durch das ewige Unterwassersein an Halluzinationen oder unser U-Boot hat 'n Leck?"

nicht möglich, Louise. Weißt du das genau?"

Sie hob das Gesicht zu ihm auf. Ihre Augen waren feucht und ihr Mund zuckte ein wenig. „Ganz genau, Bruno!"

Ganz langsam ergoß sich eine dunkle Röte über sein Gesicht. Er dachte an das Lächeln der grünäugigen Helga, das ihm vorhin noch so verlockend erschienen war. Nun war aus der Verlockung nackte Sünde geworden. Du lieber Gott, Louise bekam ein Kind, und er ...

„Mensch!" stammelte er. „Louise! Kindchen! Häschen!" Er lächelte hilflos. „Du, das muß ich aber erst mal verarbeiten. Und darauf müssen wir auf alle Fälle das Fläschchen trinken!" Er ließ sie los und ging, während er ihr noch immer töricht zulächelte, rückwärts aus dem Zimmer.

Langsam stieg er in den Weinkeller hinunter. Vor dem wohlgefüllten Regal ließ er sich auf einer umgestülpten Weinkiste nieder, stützte den massigen Kopf in beide Hände und dachte nach.

Sie kriegt ein Kind, dachte er. Das fünfte! Wer hätte das von ihr gedacht! Aber warum eigentlich nicht? So alt ist sie doch gar nicht. Und mir macht's nichts aus. Hab für Kinder immer etwas übrig gehabt. Wird schon ein gesundes, prächtiges Baby werden. Gute Erbmasse, von mir und von ihr ... Ein Kind des Glücks! Waren doch verdammt glücklich auf Mallorca!

Mallorca ... Er denkt an den nächtlichen Spaziergang am Strand. Gott sei Dank, daß es so harmlos war, sonst müßte ich mich jetzt teuflisch schämen! Also, sie kriegt ein Kind! Und sie hat kaum gewagt, es mir zu sagen! Sie geniert sich! Das gute Stück! Und ich elender Lump, ich wollte heute oder morgen in Frankfurt ...

„Nee, meine Dame", sagte er laut, und er meinte die grünäugige Helga, „daraus wird nichts. So einer bin ich nun auch wieder nicht!"

Schnaufend erhob er sich und nahm eine Flasche aus dem Regal. Aber es war keine von dem spanischen Rotwein, es war Sekt. Den klemmte er sich unter den Arm. Dann zog er das Notizbuch aus der Tasche und ging hinüber in die Heizung. Und nun tat Bruno Schneidewind etwas sehr Bemerkenswertes, etwas für ihn ganz Außerordentliches. Er öffnete die Heizungsklappe und warf das Notizbuch, in das die grünäugige Helga mit kleinen, zierlichen Blockbuchstaben damals ihre Adresse samt Telefonnummer geschrieben hatte, in die lodernde Glut. Er sah zu, bis die Flammen alles verzehrt hatten und nur ein glühendes, flatteriges Etwas zurückgeblieben war.

Nach diesem Brandopfer, das er seiner Frau und seinem fünften Kind dargebracht hatte, ging er nach oben, trat vor die Haustür und winkte den Fahrer heran, der vor dem blitzenden schwarzen Wagen auf ihn wartete. „Wir fahren nicht nach Frankfurt", sagte Schneidewind. „Sie können nach Hause fahren. Ich brauche Sie heute nicht mehr."

Der Fahrer sah auf die Sektflasche, aber er erlaubte sich keine Regung seines Gesichts. „Jawohl, Herr Direktor", sagte er dienstlich, ging zum Wagen zurück und fuhr davon.

Als Schneidewind mit der Flasche ins Zimmer trat, stand Louise am Fenster. „Du hast den Wagen weggeschickt?" fragte sie.

„Ja", antwortete er, stellte die Flasche hin und holte zwei Gläser aus dem Schrank. „Ich fahre nicht nach Frankfurt."

Sie trat an den Tisch. „Kannst du denn einfach ...?"

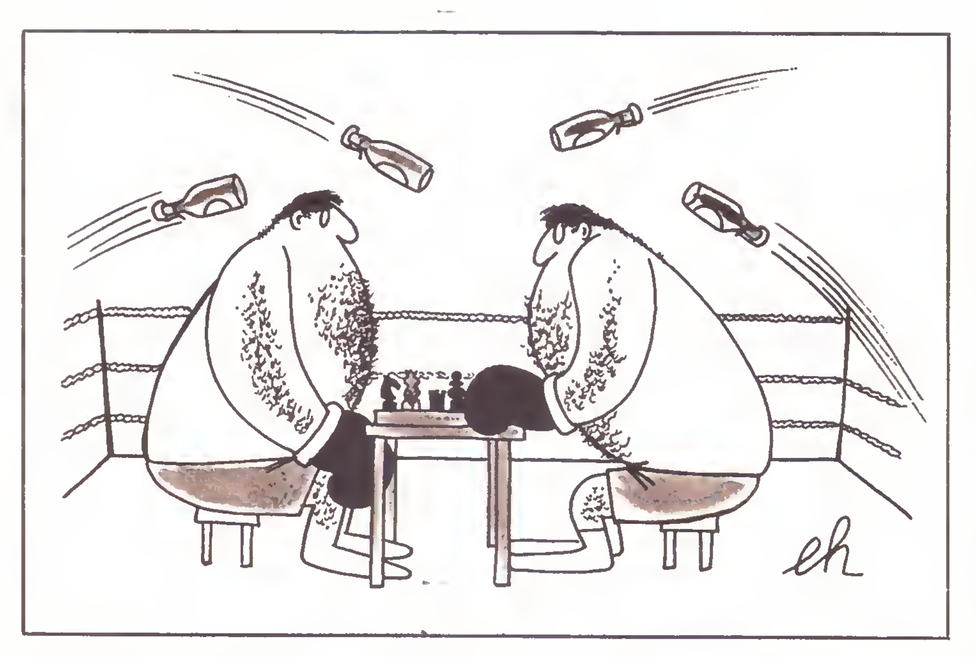
Er legte einen Arm um sie. „Fischer und Taubert können warten. So wichtig ist das nicht."

„Aber Bruno, was wird Etzenroth dazu sagen? Du kannst doch nicht aus persönlichen Gründen eine Geschäftsreise absagen."

„Das ist mir egal", sagte er mit schlichter Männlichkeit. „Meine Familie steht mir näher als die Firma! Heute bleibe ich bei euch!"

Louise Schneidewind wurde von einem zitternden Glücksgefühl durchglüht. Das hatte sie noch nie erlebt. Geschäftsreisen wären ihm heilig. „Bruno", flüsterte sie und legte beide Arme um seinen Hals. „Ich habe doch immer gewußt, daß ich den besten Mann der Welt geheiratet habe. Bruno, freust du dich auch?"

„Na und ob!" Er machte sich verlegen los und öffnete mit geübtem Griff die Sektflasche. Und während er das tat, verbrannte er in seinem Herzen das Bild einer grünäugigen, samthäutigen Frau, die ihn noch durch die Flammen sehnsüchtig und verlockend anblickte. Es tat weh, aber es war notwendig. Bruno Schneide-



wind wußte in entscheidenden Dingen immer, was er seiner Familie schuldig war.

Daß sein auf Zahlen trainiertes Gehirn die Frankfurter Telefonnummer noch festhielt, dafür konnte er nichts. Vielleicht würde er über's Jahr auch sie vergessen haben. Vielleicht ... Nee, bestimmt!

*

Thom saß seit zwei Stunden bei Ellen. Draußen dunkelte es schon.

Er saß in dem Sessel, in dem er früher immer gesessen hatte, und er rauchte seine Pfeife, genau wie früher.

Sie hatten ein langes, ruhiges Gespräch gehabt. Kalle, über den sie gesprochen hatten, bastelte nebenan an seinem Flugzeug, und Ellen dachte flüchtig, daß es nun eigentlich genauso sei, wie es Thom sich damals gewünscht hatte, als er zum erstenmal mit dem Jungen bei ihr erschienen war.

Aber es war anders. Es war ihre Schuld, daß es anders war. Und es war Thoms Schuld. Und an allem war nun nichts mehr zu ändern.

Thom sagte: „Ich werde morgen zur Adoptionsstelle gehen. Und wenn es nötig ist, werde ich mal mit dem Vormundschaftsrichter sprechen. Ich glaube nicht, daß sie dir den Jungen wegnehmen werden. Schließlich können wir auch noch Beumelin einspannen, der kennt ja die Verhältnisse auf beiden Seiten."

„Ich danke dir, Thom", sagte Ellen. Sie war nun ganz beruhigt.

Er sah nach der Uhr und stand zögernd auf. „Noch eins, Ellen: Wir haben damals verabredet, daß niemand von unserer Scheidung erfahren sollte, bis ich die Stadt verlassen habe. Ich fürchte, es läßt sich auf die Dauer nicht durchführen ..."

„Selbstverständlich nicht, Thom. Ich habe damit auch gar nicht mehr gerechnet, seit ... Ich glaube, es war auch eine etwas abstruse Idee von uns, nicht wahr?" Sie lächelte zu ihm auf.

Er lächelte zurück. Wie einfach das jetzt alles mit Ellen zu regeln war! „Wenn du willst, werde ich es Etzenroth sagen. Oder möchtest du das lieber selber tun?"

Nebenan klingelte das Telefon.

Sie stand auf. „Nein. Sag du es nur. Und sag es auch Schneidewind und Kokker."

Wieder klingelte das Telefon. Dann hob jemand ab, und sie hörten Kalles hohe Stimme: „Conradi!"

„Hörst du?" sagte Ellen voll Stolz. „Er kann schon ganz vernünftig telefonieren."

Sie sahen einander an und lauschten auf die Stimme des Jungen, mit lächelndem Interesse, wie ein Elternpaar.

„Ja, Herr Dr. Conradi ist da", sagte Kalle. „Augenblick bitte!" Er kam herangetrappelt und öffnete die Schiebetür. „Onkel Thom, du sollst mal ans Telefon kommen. Eine Dame! Es ist sehr eilig."

Thom runzelte die Stirn. Er dachte an Ruth. Unbehagen überfiel ihn.

Es war nicht Ruth, sondern Frau Blechschmidt. Sie war ganz außer Atem. „Herr Conradi? Sie müssen sofort nach Hause kommen! Ihre Frau ..."

Thom unterbrach sie unwillig. „Woher wissen Sie denn, wo ich bin?"

„Von Ihrer Frau! Bitte, kommen Sie sofort! Sie muß gleich ins Krankenhaus!"

„Wieso denn?" fragte Thom. „Was ist denn passiert?"

„Ich glaube, es ist so weit!" sagte Frau Blechschmidt.

„Das ist doch unmöglich!" sagte Thom. Sein Unbehagen wuchs. Herrgott noch mal, das war wieder einer von Ruths sonderbaren Einfällen. Wahrscheinlich ertrug sie es nicht, daß er bei Ellen war. „Das ist doch zwei Monate zu früh!" sagte er.

„Sie müssen sofort kommen!" sagte Frau Blechschmidt unbeirrt. „Augenblick ..." Ihre Stimme entfernte sich. „Ja, ja, Frau Conradi", sagte sie beruhigend, „ich spreche gerade mit Ihrem Mann ..." Dann war sie wieder dicht an der Sprechmuschel. „Bitte, beeilen Sie sich, Herr Conradi! Ich habe selber drei Kinder und weiß, was da alles passieren kann."

Thom fühlte, wie ihm der kalte Schweiß auf die Stirn trat. Er wußte nicht mehr, was er glauben sollte. „Ja", sagte er heiser, „ich komme sofort."

Als er sich umdrehte, sah er in Ellens Augen. „Ist etwas passiert?" fragte sie.

„Nein, nein", murmelte er verlegen. „Ich muß ... weg!" Hastig verabschiedete er sich.

„Kommst du bald wieder?" fragte Kalle.

Er strich ihm über den Kopf. „Später, Kalle. Augenblicklich habe ich ... wenig Zeit ..."

Als er die Wohnung betrat, kam ihm Frau Blechschmidt aufgeregt entgegen. „Gott sei Dank, daß Sie da sind", rief sie. „Ich habe schon alles gepackt. Wir warten nur noch auf Sie!"

Frau Blechschmidt war eine noch junge, nicht unhübsche, etwas spitznasige Frau. Thom mochte sie nicht, seitdem sie damals ihr Kind nicht mehr hinuntergeschickt hatte, weil er mit Ruth noch nicht verheiratet gewesen war.

„Was haben Sie gepackt?" fragte er verwirrt.

„Das Nötigste!" rief Frau Blechschmidt. „Ihre Frau muß doch ins Krankenhaus!"

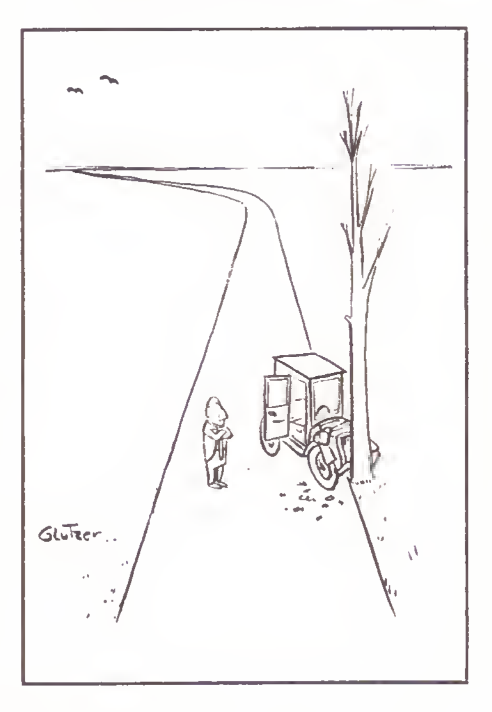
Wortlos ging er an ihr vorbei ins Zimmer.

Ruth lag blaß und still auf der Couch. Als er sich über sie beugte, lächelte sie befreit. „Da bist du endlich", sagte sie. „Ich habe so auf dich gewartet."

Also doch nur Theater! dachte er wütend. „Ruth", sagte er, „glaubst du wirklich, daß es schon soweit ist? Es ist doch noch viel zu früh!"

„Ich weiß nicht", antwortete sie. „Aber bei Bärbel war es ganz ähnlich. Sie ist vier Wochen früher gekommen."

„Ich würde ja sofort losfahren", sagte





Olga Tschechowa im Gespräch mit dem Erfinder der Placentubex-Grundlage, Fr. Merz

Placentubex vor Presse und Film

Das Geheimnis der Tschechowa

ls vor zwei Jahren auf dem Internationalen Kongreß für Schönheitspflege in Paris Placentubex, das neue, hautstraffende Kosmetikum, als ein Wendepunkt in der Kosmetik bezeichnet wurde, horchte die gesamte Fachwelt auf.

Inzwischen haben sich namhafte Ärzte und bedeutende Spezialisten eingehend mit diesem bahnbrechenden Präparat beschäftigt. Zu ihnen gehört auch Olga Tschechowa. In ihrem schönen Münchner Kosmetiksalon stellte sie durch sachlich-ernste Prüfungen fest, daß dieser große wissenschaftliche Wurf — als der Placentubex bezeichnet wurde — sich tatsächlich durch praktische Erfolge geradezu erstaunlich bestätigt. Die Künstlerin lud im August vorigen Jahres Presse, Funk und Film zu sich ein, um über ihre erfolgreichen Behandlungen mit Placentubex zu berichten. Diese Erfolge sind fast noch erstaunlicher als die seinerzeitigen wissenschaftlichen Berichte.

Der uralte Traum der Hautverjüngung wird durch Placentubex in einem Grade verwirklicht, den man bisher nicht für möglich hielt.

Diese Erfolge, die durch einfache Heimbehandlung erzielt werden können, beruhen auf zwei grundlegenden Entdeckungen: Einmal auf der Erkenntnis von der Wirksamkeit der Placenta auf die Haut und zum anderen auf der jahrzehntelangen therapeutischen Erfahrung, die man mit einer mehrfach patentierten Milchserum-Grundlage gemacht hat. Diese schleust, wie gerade die neuesten wissenschaftlichen Nachprüfungen wieder bestätigen, die Frischplacenta-Extrakte wirklich in das Haut i n n e r e ein. Von dort können sie ihre hautstraffende und verjüngende Wirkung ausüben.

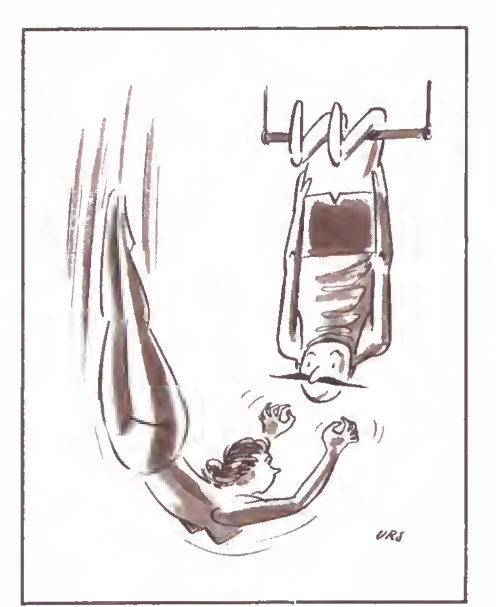
Das Geheimnis dieses neuen Kosmetikums liegt einfach darin, daß es gelang, den wertvollen Organ-Extrakt der Placenta mit dem Eindringungsvermögen der wasserlöslichen Serol-Salbengrundlage zu verbinden.

Diese von Frau Tschechowa in überaus liebenswürdiger und allgemein verständlicher Weise vorgetragenen Erfahrungen wurden auch von Fotos — vor und nach der Behandlung — überzeugend illustriert.





Augenpartie vor und nach der Placentubex-Behandlung
(Hersteller: Merz & Co., Frankfurt am Main)



Frau Blechschmidt hinter ihm. Kopfschüttelnd musterte sie Thom. Diese Männer!

Thom beachtete sie nicht. „Ich werde mal die Ärztin anrufen", sagte er.

Ruths Blick veränderte sich plötzlich. In ihren Augen war panische Angst. „Thom", flüsterte sie, „laß mich nicht allein!"

Er strich ihr über die Stirn. „Natürlich nicht, du Schäfchen!" Er ging zum Telefon.

Als er schon gewählt hatte, trat Frau Blechschmidt neben ihn. „Mein Gott, Herr Conradi", sagte sie, „kümmern Sie sich jetzt um Ihre Frau! Sie ruft nach Ihnen! Es geht schon wieder los!" Sie nahm ihm den Hörer aus der Hand. „Lassen Sie mich das man machen! Wie heißt noch die Ärztin? Frau Dr. Barth, nicht? Die weiß doch Bescheid, nicht?" Sie hielt den Hörer gegen das Ohr und sah ihn kopfschüttelnd an. „Sie sind genauso wie mein Mann!" sagte sie vorwurfsvoll. Und dann lächelte sie mütterlich. „Nun gehen Sie schon 'rüber!"

Thom hörte Ruths Stimme, hoch und ein wenig schrill. Erschrocken lief er hinüber.

Sie lag zusammengekrümmt da. Ihre Stirn war feucht und ihre Augen waren angstvoll auf ihn gerichtet. Sie griff nach seiner Hand und umklammerte sie wie einen Schraubstock. Und dann bekam ihr Gesicht einen Ausdruck, wie er ihn noch nie gesehen hatte.

Er nahm auch ihre andere Hand. „Tut es sehr weh?" fragte er und dachte gleich darauf beschämt, wie albern die Frage war.

Ruth antwortete nicht. Sie hielt die Zähne fest aufeinandergepreßt.

Hilflos blieb er so an ihrem Bett sitzen. *Wenn doch ihr Gesicht nicht so unmenschlich fremd wäre!*

Allmählich entspannte sich ihr Mund, und sie fiel stöhnend zurück.

Frau Blechschmidt kam herein. „Die Frau Doktor ist in einer Viertelstunde in der Klinik", sagte sie. „Sie sollen sofort kommen!"

Thom beugte sich über Ruth und hob sie hoch.

„Sehen Sie", sagte Frau Blechschmidt milde, „ich hab's ja gleich gesagt." Sie streichelte Ruths Hand. „So sind die Männer. Sie wollen einem nie richtig glauben. Na ja, sie verstehen ja auch nichts davon."

„Geben Sie mir bitte den Mantel her!" sagte Thom kleinlaut.

Frau Blechschmidt gehorchte. Sie legte den Mantel über Ruth, griff nach dem Köfferchen, das sie zurechtgemacht hatte, und begleitete sie nach unten.

„Danke", sagte Thom, als er Ruth in den Wagen gehoben hatte. „Sind Sie so gut und kümmern sich um das Kind?"

„Aber natürlich", sagte Frau Blechschmidt sanft. „Machen Sie sich um Bärbel keine Sorgen!" Sie verstaute das Köfferchen auf dem Hintersitz und schlug die Wagentür zu.

„Danke", sagte Thom noch einmal und fuhr los.

Ruth saß ganz still neben ihm.

„Hast du noch Schmerzen?" fragte er.

„Nein", flüsterte sie. „Fahr nur zu."

Er fuhr sehr schnell. Ab und zu warf er ihr einen besorgten Blick zu. Er fürchtete sich vor der nächsten Wehe und vor der schrecklichen Veränderung, die dann über ihr Gesicht kommen würde.

Nach einer Weile begann sie zu sprechen. Auch ihre Stimme war nun ganz fremd. „Thom", sagte sie. „Wenn das Kind nun nicht ... gesund ist ..."

„Wieso?" fragte er. „Wie meinst du das?"

„Es könnte doch sein", sagte sie. „Ich habe Angst ..."

„Natürlich wird es gesund sein", sagte er. Und als wollte er die Angst, die ihn

nun selber überfiel, vertreiben, fuhr er in erzwungener Leichtigkeit fort: „Ich hatte einen Freund. Der ist auch ein Siebenmonatskind gewesen. Was glaubst du, wie der aussah! Ein Bulle von Kerl, sage ich dir! Und eine tolle Sportskanone!"

Sie schien nicht zugehört zu haben. „Wenn es nicht gesund ist, Thom", sagte sie mit einer unheimlich klanglosen Stimme, „dann ist alles umsonst gewesen."

„Ruth!" sagte er erschrocken. „Das ist alles Unsinn! Ich liebe dich doch! Und ich hätte dich auf jeden Fall geheiratet!"

„Du lügst!" sagte sie; aber es klang nicht böse, es klang eher liebevoll, fast zärtlich. Unheimlich zärtlich! „Du hast mich nur wegen des Kindes geheiratet!"

„Bitte, hör auf damit!" sagte er. „Um Gottes willen, Ruth! Wir haben jetzt doch andere Sorgen!"

„Ja, ja", sagte sie, „die haben wir! Wenn das Kind gesund ist, dann werde ich wissen, ob du mich auch liebst ... Aber wenn irgend etwas mit ihm ist ..." Sie wandte ihm das Gesicht zu. Ihre Augen waren unnatürlich groß.

Ein kalter Schauer überlief ihn. Sie ist krank! dachte er. Irgend etwas ist mit ihr nicht in Ordnung. An dem Kind allein kann das doch nicht liegen ... „Ruth", flehte er, „bitte, sag doch nicht so etwas! Ich liebe dich wirklich!"

Sie wandte den Blick nicht von ihm. „Dann rechnest du also auch damit, daß es nicht gesund sein wird?"

„Um Gottes willen, nein! Wie käme ich dazu!"

„Ach", sagte sie, „was verstehst du davon?" Dann begann sie plötzlich laut zu beten: „Lieber Gott, laß das Kind gesund sein ... Ich bin doch nicht schlechter als andere Frauen ... Laß das Kind gesund sein ..."

Thom biß die Zähne zusammen und trat den Gashebel durch. Er fühlte, wie ihm der Schweiß den Rücken hinunterrann.

„Lieber Gott", betete Ruth neben ihm, „wenn ich Unrecht getan habe, dann laß es nicht an dem Kind aus. Es ist ja auch sein Kind ..."

„Ruth!" schrie er. „Du hast doch kein Unrecht getan!"

„Das Kind kann ja nichts dafür ..." betete sie weiter. Dann brach sie ab, krümmte sich zusammen und begann leise zu stöhnen.

Er hielt mit einem Ruck vor dem erleuchteten Eingang der Klinik. Er lief um den Wagen herum, riß die Tür auf und hob sie heraus. —

Später weiß er nicht mehr zu sagen, wie alles gekommen ist. Er erinnert sich nur noch daran, daß er eine Schwester angeschrien hat, die Ruths Personalien aufschreiben und allerhand überflüssige Fragen stellen wollte. Er hat so laut geschrien, daß gleich ein paar andere Schwestern zusammengelaufen sind.

Dann ist die Ärztin gekommen, und dann ist alles sehr schnell gegangen. „Thom, geh nicht fort", hat Ruth gewimmert, bevor sie in den Kreißsaal getragen wurde. „Geh nicht fort! Wenn ich sterbe, dann mußt du bei mir sein."

Die Ärztin hat ihre Hand genommen und gelächelt. „Sie und sterben? Sie leben noch achtzig Jahre, Frau Conradi. Und Ihr Mann bleibt selbstverständlich hier! Der läßt Sie schon nicht allein."

Später ist Thom der Ärztin auf dem Flur begegnet. „Machen Sie sich keine Sorgen", hat sie gesagt. „Ein Siebenmonatskind ist leichter zu behandeln als ein Achtmonatskind. Das Kleine liegt ein bißchen unglücklich. Vielleicht wird's deshalb etwas länger dauern. Aber sonst ist alles ganz normal ..."

Nun sitzt er in einem kahlen Warteraum, in dem eine große altmodische Wanduhr tickt, und blättert in zerlesenen Zeitschriften. Der Zeiger der Uhr steht auf halb eins. Draußen auf dem Gang ist es totenstill. Nur ab und zu hört er leise Schritte. Dann fährt er auf und lauscht. Aber jedesmal gehen die Schritte an seiner Tür vorbei. Noch nichts von Ruth. Noch nichts von dem Kind ... Wie sie nur darauf gekommen ist, daß es nicht gesund sein könnte? Nun hat er selber Angst, und er malt sich in dunklen Farben aus, was dem Kind fehlen könnte.

Er steht auf. Der Aschenbecher auf dem Tisch ist bis zum Rand voll mit Zigarettenstummeln. Thom öffnet das Fenster und wirft die aufgerauchte Zigarette in die Nacht. Dann zündet er sich mit nervösen Fingern eine neue an ...

Ruth spürt die feindliche, süßlich riechende Maske, die ihr die Hebammenschwester auf das Gesicht drückt. Sie glaubt zu ersticken und schreit mit der ganzen Kraft ihrer Lunge. Aber sie bringt keinen Laut heraus.

Dann wird sie langsam davongetragen. Der Schmerz in ihrem Leib ist noch da, aber er tut nicht mehr weh; der Schmerz hat sich gleichsam von ihr gelöst und steht nun neben ihr wie etwas, das ihr nicht gehört ...

Ruth schwebt auf weichen, roten Wogen ... *Nun sterbe ich ... Es ist gar nicht so schlimm, das Sterben ... Wenn nur Thom da wäre ... Nun muß ich ohne ihn sterben ...* Geduldig wartet sie auf den Tod.

Merkwürdig, wie langsam das geht. Es dauert eine Ewigkeit. Schließlich lichtet sich das rote Dunkel, das sie umgibt. Und dann hört sie plötzlich einen zitternden Schrei.

Sie liegt ganz still und lauscht.

Da, wieder! Diesmal laut und kräftig.

Sie begreift noch nicht.

Dann durchfährt es sie wie ein greller Blitz. Das Kind! Das Kind ...

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)

... hoffentlich sieht sie es nicht! — Hoffentlich sieht sie es nicht! ...



„'zeihung — ham' Sie bitte Feuer?"



„Ja!!"



Leserbriefe

Anastasia: Sie ist es!

Gleb Botkin: „Ja, sie ist die Großfürstin Anastasia." Du sagst es und ich bin es.

Zu Jesus sprach einst der Hohe Rat: „Wenn du der Messias bist, so sage es uns!" Jesus antwortete: „Wenn ich es auch sage, so glaubt ihr mir nicht." Da sprachen alle: „Bist du also der Sohn Gottes?" Jesus anwortete: „Ja, ich bin es."

„Ja, ich bin es, nämlich Anastasia Nikolajewna." Das waren die Worte, die Anastasia, nach monatelangem Schweigen zu Kriminaloberinspektor Grünberg sagte. Gleb Botkin, Jugendgespiele der Zarenkinder, prägte den Satz: „Ja, sie ist die Großfürstin Anastasia." Sie wußte viel aus gemeinsamen Kindheitstagen, das kein anderer wissen konnte. Warum denn dieser ewige Zweifel? Hat Anastasia nicht auch das Boudoir der Zarin in Zarskoje Zelo mit all den vielen Einzelheiten genau richtig beschrieben, ehe man ihr die Aufnahme, die sie vorher nicht gesehen haben konnte, zeigte? Warum spricht man nach 36 Jahren immer noch von einer „Unbekannten", von einem „Rätsel" und „Phänomen"? Wann endlich wird Anastasia anerkannt? Was geschieht mit den Millionen Goldrubeln, die der Zar angeblich auf der Bank in England für seine Töchter deponiert hat? Nur ein ganz geringer Teil dieses Vermögens würde der Großfürstin Anastasia nebst ihrer treubesorgten Pflegerin neues Hoffen und einen neuen glücklichen und zufriedenen Frühling in die von Krankheit und Elend erfüllte Bretterbude bringen.

Untereggingen — Karl Emmenegger

... sie ist es nicht!

In den zwanziger Jahren wurde in einer Artikelserie einer Berliner Tageszeitung ebenfalls behauptet, daß die Großfürstin Anastasia den Zarenmord überlebt habe und sich in Berlin aufhalte. In einem Berliner Krankenhaus lag damals eine Patientin, die nur gebrochen Deutsch sprach und der Großfürstin Anastasia sehr ähnelte. Die Kranken, die mit ihr im gleichen Zimmer lagen, glaubten, dieses Mädchen sei die Großfürstin und drängten sie förmlich in die Rolle der Zarentochter, die sie dann auch weiterspielte. Ich befand mich zu dieser Zeit besuchsweise in dem kleinen Dörfchen Hygendorf bei Bürow i. P. Der dort amtierende Lehrer Meyer erzählte mir, daß vor kurzem ein Detektiv aus Berlin bei ihm gewesen sei und ihn an Hand von Fotos der angeblichen Zarentochter gefragt habe, ob dieses Mädchen seine Schülerin gewesen sei. Durch ein Klassenbild, das mir Lehrer Meyer zeigte, konnte der Detektiv einwandfrei feststellen, daß die vermeintliche Zarentochter die Dorfschule in Hygendorf besucht hat und die Tochter eines polnischen Landarbeiters war, der in Hygendorf eine Kate bewohnte.

Berlin-Friedenau — Alfred Rothe, Konrektor i. R.

... ich bin es!

Ich habe mir Deine Veröffentlichungen über die angebliche Anastasia immer vorlesen lassen, da ich selbst nicht so geläufig Deutsch lesen kann.

Zur Aufklärung lasse ich Dir kurz mitteilen, daß die wahre Anastasia gleich nach der Verhaftung der Zarenfamilie, als die Überwachung noch nicht so streng gehandhabt wurde, mit vielem Schmuck entkommen und somit die Mordnacht nicht miterlebt hat.

Ich könnte die falsche Anastasia leicht überführen:

1. durch ein paar kleine Mutterflecken,
2. mein Haar besitzt noch heute die natürliche Farbe,
3. ich habe noch meine eigenen Zähne
4. und durch meine Handschrift.

Auch würde ich Dir ein paar Zeilen mit eigener Hand schreiben, wenn es Dir möglich wäre, die Handschrift der falschen Anastasia zu bekommen.

Gütersloh — Die wahre Anastasia

Urlaub auf Ehrenwort

Im Stern Nr. 11 berichteten wir über Landsberg und die Haftentlassenen, die noch unter amerikanischer Kontrolle stehen.

Mit Erschütterung habe ich vom Inhalt des Artikels in Nr. 11 „Noch immer Urlaub auf Ehrenwort" Kenntnis erhalten und kann Ihnen berichten, daß zusammen mit mir noch viele Deutsche im Ausland darüber aufgebracht sind, daß in der angeblich freien Bundesrepublik derartige Zustände herrschen. Der Fall Oberst Peiper befaßt mich ganz besonders, da ich ebenfalls die Ardennen-Offensive von A bis Z mitgemacht habe und daher weiß, was dort los war und wie Krieg geführt wurde. Ich glaube, daß es nun für den Herrn Blank im Verteidigungsministerium höchste Zeit ist, sich dieser vergessenen Soldaten des letzten Krieges zu erinnern, um endlich etwas Positives zu unternehmen.

Menschen wie Oberst Peiper sind Soldaten und keine Verbrecher, auch dann, wenn das Vaterland, welchem sie gedient haben, den Krieg verspielt hat. Findet sich kein deutscher Soldat der jetzigen Bundeswehr, vielleicht ein Herr General oder ein Herr Oberst, welcher seinen Kameraden des letzten Krieges helfen möchte? Wie wäre es, wenn sich einige solcher Herren zusammentun würden, um Kameradschaft zu üben. Soldaten sind Soldaten, Herr Blank, auch dann, wenn sie noch in Landsberg sind und sich am Motorenlärm der neuen deutschen Luftwaffe ergötzen können, deren Generale — und vor allem das Verteidigungsministerium — sie vergessen hat.

Winnipeg (Manitoba), Kanada — Fred Turnhar

Wir brauchen einen Toten ...

Ihr Bericht „Wir brauchen einen Toten, der Mitte dreißig ist" (Stern Nr. 15) verdient, Ihnen eine Anerkennung auszusprechen. Die Sympathien der ehemaligen Abwehrleute werden Sie sich damit allerdings nicht erwerben können. Nach dem Schlußabsatz schon gar nicht. Respekt vor Ihren Informationsquellen, denn der Kreis, in dem diese Äußerung bekannt war, war sehr klein. Es ist tröstlich zu wissen, daß doch ein paar Menschen von damals zu den Überlebenden gehören.

Übrigens, Oberleutnant Ullrich hieß gar nicht Ullrich, und er war zwar Abwehrmann, gehörte aber nicht zur Abwehr in Madrid. Er ist 1944 gefallen.

derzeit Berlin W. — Dr. Heribert Grainer

Das gab's nur ei

In seiner Geschichte der Ufa erzählt Curt Riess heute von dem Mann, der 200 Filme auf dem Gewissen hat, von dem Fluch der Götter, der Murnaus Tod verschuldet haben soll, und von Jenny Jugo, dem Mädchen, das Millionen lieben

Es ist an der Zeit, von den Kasernenhoffilmen anfang der dreißiger Jahre zu reden, von jenen zahllosen Klamotten, die da hießen: „Kasernenzauber", „Wenn die Soldaten..", „Dienst ist Dienst", „Mutter der Kompanie", „Schön ist die Manöverzeit", „Reserve hat Ruh", „Der Stolz der dritten Kompanie", „Der schönste Mann im Staate" und „Drei von der Kavallerie".

Die meisten dieser Filme kosten rund 250 000 Mark. Sie spielen gewöhnlich zwei bis drei Millionen ein. Es ist ja so komisch, wenn einer über seine eigenen Füße stolpert, wenn ein verführtes Dienstmädchen den Vater ihres unehelichen Kindes nicht findet, wenn ein älterer Offizier, der mit einer jüngeren Kellnerin geflirtet hat, sich vor seiner eigenen Frau verstecken muß, die ihn wütend, mit einem Regenschirm bewaffnet, sucht...

Hier muß ein Mann genannt werden, der viele dieser Filme geschrieben hat. Es handelt sich um Robert Erwin Konrad, der unter dem Pseudonym Bobby E. Lüthge zumindest in Deutschland Ruhm errang. Sein Ruhm wächst bis heute.

Lüthge kommt aus Oberschlesien, studierte Nationalökonomie und Literatur in Berlin, ging dann in den Krieg, war Offizier, später Kriegsberichterstatter, wurde von der Tänzerin Valeska Gert zum Journalimus gebracht. Er arbeitete für den „Roland von Berlin", ein Skandalblättchen; er gründete den „Filmkurier", er begann Filme zu schreiben, und keine Geringere als Asta Nielsen beschäftigte ihn als Dramaturgen. Er heiratete den Stummfilmstar Hanni Weise und schrieb dann Filme am laufenden Band.

Er schrieb alles: Einen Fridericusfilm und einen Film über Katharina die Große, „Des jungen Dessauers große Liebe" und „Drei Tage Mittelarrest", „Der Schrecken der Garnison", „Reserve hat Ruh", „In der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn", und so weiter.

Um diese Zeit — also 1930/1931 — ist er bereits der meistgefragte deutsche Filmautor. Man mache sich darüber nicht lustig. Dieser Lüthge mag kein großer Dichter und Denker sein, aber er weiß, was das Publikum will. Er versteht sich auf Konstruktion. Er hat herausgekriegt, daß ein guter Film acht Szenen haben muß. Er weiß, wo die Spannungsmomente liegen, und wie man Spannung erzeugt. Er weiß, wieviel Liebe, wieviel Erotik, wieviel Humor ei zusammenmischen muß. Er weiß aus einem Einfall das letzte herauszuholen. Hat er einmal eine gute Story geschrieben, so bringt er sie nicht nur als Drehbuch an, sondern auch als Roman, als Hörspiel und, wenn es geht, als Theaterstück.

Er hat im übrigen gar nicht so viele Einfälle — das Leben hat sie für ihn. Und Lüthge, der sehr ökonomisch arbeitet, denkt gar nicht daran, sich den Kopf zu zerbrechen, wenn er das nicht nötig hat. Er liest Zeitungen. Er schneidet alles aus, was sich einmal für einen Film verwenden lassen könnte. Er hat einen riesigen Zettelkasten, er hat Schränke mit Ausschnitten und Zetteln, und wenn er einen Filmauftrag bekommt, braucht er nicht lange, bis er mit sicherem Griff Situationen, Figuren und Ereignisse aus seinem Archiv zusammengestellt hat, die ein hieb- und stichfestes Drehbuch ergeben.

Er ist ein eiskalter Macher. Aber warum nicht? Mögen zwanzig Prozent der Leute, die seine Filme sehen, entsetzt sein, achtzig Prozent des Publikums mag seine Filme, schon weil man sie ansehen kann, ohne viel nachzudenken. Zwei Stunden Bobby Lüthge bedeutet zwei Stunden Weinen, zwei Stunden Lachen, zwei Stunden Aufregung — je nach dem, was verlangt wird.

Die Wunder der Welt

Aber es glaube keiner, daß das große Publikum nur Fridericusfilme, nur Kasernenhoffilme, nur schwachsinnige Schwänke und tränenfeuchte Offizierstragödien sehen will. Immerhin gibt es viele künstlerisch ernsthafte und ehrgeizige Regisseure im deutschen Film. Es gibt Gerhard Lamprecht, Fritz Lang, Richard Oswald.

Und es gibt vor allem die Kulturfilmabteilung der Ufa.

In der Krisenzeit, bevor Alfred Hugenberg und Ludwig Klitzsch die Ufa übernahmen, sah es mehr als einmal so aus, als ob die Kulturfilmabteilung geschlossen



Jenny Jugo *(mit Friedrich Benfer, ihrem Mann, und Ernst Stahl-Nachbaur in „Bund der Drei") war eine der beliebtesten Schauspielerinnen, die die Ufa jemals in ihren Reihen hatte. Ihre Glanzralle als Eliza in „Pygmalian" entzückte den Autaren des Stückes, den alten Frauenfeind Bernard Shaw übrigens in salchem Maße, daß er Jenny Jugo auf seinen Landsitz nach England einlud*

Karriere ohne Hindernisse: *Brigitte Harney. Von ihr werden wir in der nächsten Wache berichten. Hier ein Fata aus einem ihrer ersten Filme Anfang der dreißiger Jahre, „Basniaken" mit Attila Hörbiger. Die Harney, die mit dem Kameramann Konstantin Irmen-Tschet verheiratet ist, lebt heute in der Schweiz und gehört zu den Großen des Züricher Theaters* ➡

nmal







werden müßte. Aber besonders Klitzsch stellte seine Vorliebe für den Kulturfilm immer wieder unter Beweis und erklärte, daß die Mittel gefunden werden müßten, um diese Abteilung aufrechtzuerhalten. Das war nicht reiner Idealismus. Zwei Gründe spielten mit. Einmal war Amerika besonders am deutschen Kulturfilm interessiert, und zweitens erhielten deutsche Theaterbesitzer, die Kulturfilme spielten, Steuerermäßigung.

Direktor Hermann Grieving, ein ehemaliger Zeitungsmann aus dem Rheinland, der auch die Wochenschauen und die Werbefilme unter sich hatte, leitete die Abteilung. Dr. Kaufmann, von dem bereits gesprochen wurde, war der Produktionsleiter — ein sehr gescheiter, sehr geschickter Mann, der es trefflich verstand, mit Vorträgen für die Kulturfilme zu werben. Neben ihm wirkten vor allem Ulrich K. T. Schulz, der die biologischen Filme machte, und der Schweizer Dr. Martin Rikli, der die Expeditionen unternahm.

Rikli hat in Zürich und Dresden studiert, hat seine Doktorarbeit über „Alter und Entflammbarkeit von Kinofilmen" geschrieben, wurde von Zeiss-Ikon in Dresden als wissenschaftlicher Mitarbeiter engagiert und erhielt im Jahre 1927 den Auftrag, nach Afrika zu fahren und dort einen Film zu drehen. Der Mann, der diesen Auftrag erteilt, liefert die Ausrüstung, die Zelte, die Apparate, und gibt Dr. Rikli auf dem Dresdner Hauptbahnhof sechshundert Mark mit der Bemerkung, er würde in einigen Tagen nachkommen und mehr Geld mitbringen.

Rikli hört nie wieder von ihm. Auch Geld kommt nicht. Und es ist ein Wunder, daß Rikli, Expeditionsleiter, Kameramann und Regisseur in eigener Person, genügend Bilder zu einem stummen Kulturfilm „Heia-Safari" drehen kann. Jedenfalls wird der Film den Ufa-Leuten vorgeführt, die ihn sofort in den Verleih nehmen. Wo immer er läuft, erzielt er Rekordeinnahmen. In Dresden ist er ein so großer Erfolg, daß die gleichzeitig laufenden „Spione" schlecht abschneiden. Daraufhin wird Dr. Rikli von Dr. Kaufmann für die Ufa engagiert.

Filme aus unserer Welt

Rikli macht den Film „Unsichtbare Wolken". Er zeigt, wie die Wolken sich entwickeln, indem das Wasser verdampft, er zeigt Wolken über Dünen, über Bergen, an Bergeshängen. Es dauerte Monate, bis der Film fertig ist, der dann in knapp fünfzehn Minuten abläuft.

Andere Filme: „Strömungen und Wirbel", „Unendlicher Weltenraum", „Plusschlag des Meeres", und später mit Hilfe des Professors Janke aus Bonn, der an der dortigen Universitätsklinik neue Apparaturen entwickelt hat, der Röntgen-Kulturfilm. Dieser Film zeigt, was in den durchleuchteten Körpern von Tieren und Menschen vorgeht. Ein Affe frißt einen Apfel, man sieht, wie der Bissen durch die Kehle in die Speiseröhre gleitet. Man sieht, wie der Magen arbeitet, wie das Herz schlägt, wie das Zwerchfell sich hebt und senkt.

Ein Mensch führt ein Taschentuch zur Nase. Man sieht nur die Knochen der Hand, die Knochen der Nase und des Schädels.

Ein Huhn wird durchleuchtet. Man sieht im Körperinnern das sich entwickelnde Ei.

Dies alles ist ungemein aufregend. Für das breite Publikum noch interessanter sind die Bilder der Operateure der Kulturfilmabteilung, die ständig in ihren Autos, mit der Bahn, auf Dampfern die Welt durchstreifen, seltsame Tiere, seltsame Menschen fotografieren, unheildrohende und gespenstische Bilder aufnehmen, buddhistische Klöster, Baumwollfelder, Kupferminen und Schwefelgruben ...

Was sind die Geschichten, die sich die erfolgreichsten Filmautoren ausgedacht haben, verglichen mit der Welt, wie sie atmet, wie sie lebt, verglichen mit der aufgehenden oder untergehenden Sonne, mit den Seltsamkeiten und Sehenswürdigkeiten, die es überall gibt, mit den Mirakeln des Lebens, das sich täglich, stündlich, ja, in jeder Sekunde wiederholt? Was sind die Großaufnahmen der beliebtesten Filmstars verglichen damit? Gelegentlich gehen die Kulturfilmregisseure auch mitten in das Leben hinein, wie es sich in und um Berlin abspielt. Da gibt es einen Film „Markt am Wittenbergplatz", der mit Zeitrafferaufnahmen die einkaufenden Hausfrauen zeigt, die Marktweiber, die Blumen- und Obststände, die Pferde, die ihren Hafer fressen, die Abfälle, die vom Winde fortgeweht werden.

Da gibt es einen Film „Melodie der Welt", der Bilder aus vielen Häfen zeigt, fahrende Schiffe, Kräne, die an der Arbeit



Der Tod kam, *als für den Regisseur Murnau das Leben anfing, schön zu werden. Im Garten seines Heimes in Hollywood entstand dieses Bild. Neben ihm die amerikanische Schauspielerin Mary Philbin*

sind, aber auch die Kulte fremder Völker, Paraden, Vergnügungsviertel in Hafenstädten.

Da gibt es Sensationen in mehr als einem Sinn, in „Lied vom Leben", das der russische Regisseur Granowsky herstellt, ein Mittelding zwischen Kultur- und Spielfilm. Wir sehen ein junges Mädchen, das, vom Leben angeekelt, Selbstmord begehen will und von einem Mann gerettet wird; wir sehen die Hochzeit der beiden, die Flitterwochen, die Schwangerschaft der jungen Mutter. Das Kind kann nur durch Kaiserschnitt zur Welt gebracht werden.

Die Operation, großartig fotografiert — alles ist auf den Kontrast zwischen den schwarzen Gummihandschuhen und den weißen Operationskitteln abgestellt — bewirkt einen großen Skandal. Der Film soll verboten werden, denn einen Kaiserschnitt kann man doch nicht öffentlich vorführen! Das ist doch — geradezu unanständig!

Aber schließlich wird der Film doch erlaubt und darf gezeigt werden. Er wird ein Riesenerfolg, denn alle Welt stellt sich unter einer Kaiserschnittoperation etwas besonders Unanständiges vor. Man sieht allerdings nur ein winziges Stück Leib, abgedeckt mit weißen Tüchern, einen Schnitt und dann — und das wirkt wirklich wie ein Wunder — ein winziges Baby



Star ohne Schminke. *Das ist Reri, ein Südseemädchen von der Insel Bora-Bora, wo Murnau seinen Film „Tabu" gedreht hat. Drei Jahre brauchte er dazu, allein ein Jahr, um Reri und ihre Stammesgenossen zu überreden, sich vor der Kamera genauso natürlich zu bewegen wie unbeobachtet. Es heißt, daß der Fluch, den die beleidigten Götter über jeden verhängen, der Bora-Bora betritt, Murnau das Leben gekostet haben soll. Reri kam später mit Hula-Hula-Tänzen auch nach Berlin*



So oder so ist das Leben *singt Brigitte Horney mit faszinierend heiserer Stimme, die an die Dietrich erinnert, in dem 1935 gedrehten Film „Liebe, Tod und Teufel". Obwohl es keine Hauptrolle ist, blieb sie den Freunden der Horney bis heute in Erinnerung. Die Frau, die bis 1945 zu den Stars*

lebendig dem Mutterschoß entrissen. Seltsam — dieser Vorgang, der sich täglich in Tausenden von Kliniken und Hospitälern auf der ganzen Welt wiederholt, wirkt erschütternder als alles, was Filmautoren sich bisher ausgedacht, was Filmschauspieler je gespielt haben.

Das Kind, ein Sohn, wächst heran, die Eltern werden alt, das Leben liegt schon fast hinter ihnen, als der Sohn zur See geht, aufs Meer hinaus, das auch einst der Vater befuhr. Hie Jugend — da Alter — das Leben geht weiter, immer weiter, das Leben beginnt, geht zu Ende.

Ein seltsamer Tod

Im März 1931 kommt die Nachricht nach Deutschland, daß der Regisseur F. W. Murnau plötzlich in Hollywood tödlich verunglückt ist. Er war knapp vierzig Jahre alt ... Er fiel einem Autounfall zum Opfer. Sein Wagen, mit dem er von Hollywood nordwärts nach dem Fischerdorf Monterey, unweit von San Franzisko, unterwegs war, stieß mit einem schweren Lastwagen zusammen. Murnau war sofort tot.

Murnau ... Plötzlich wird man sich in der deutschen Filmindustrie darüber klar, daß man lange, allzu lange nichts mehr von Murnau gehört hat. Vor fünf Jahren ist er nach Hollywood gegangen. Er hat dort zwei oder drei Filme gemacht, die Erfolg haben, genau vermag sich niemand daran zu erinnern, im Film geht ja alles so furchtbar schnell. Dann ist Murnau verschollen.

Verschollen? Ein weltberühmter Regisseur verschwindet doch nicht einfach. Man will Genaueres wissen. Man befragt Emil Jannings, der Murnau immerhin noch oft in Hollywood gesehen hat, man befragt Ludwig Berger, der erst vor wenigen Wochen aus Hollywood zurückgekehrt ist.

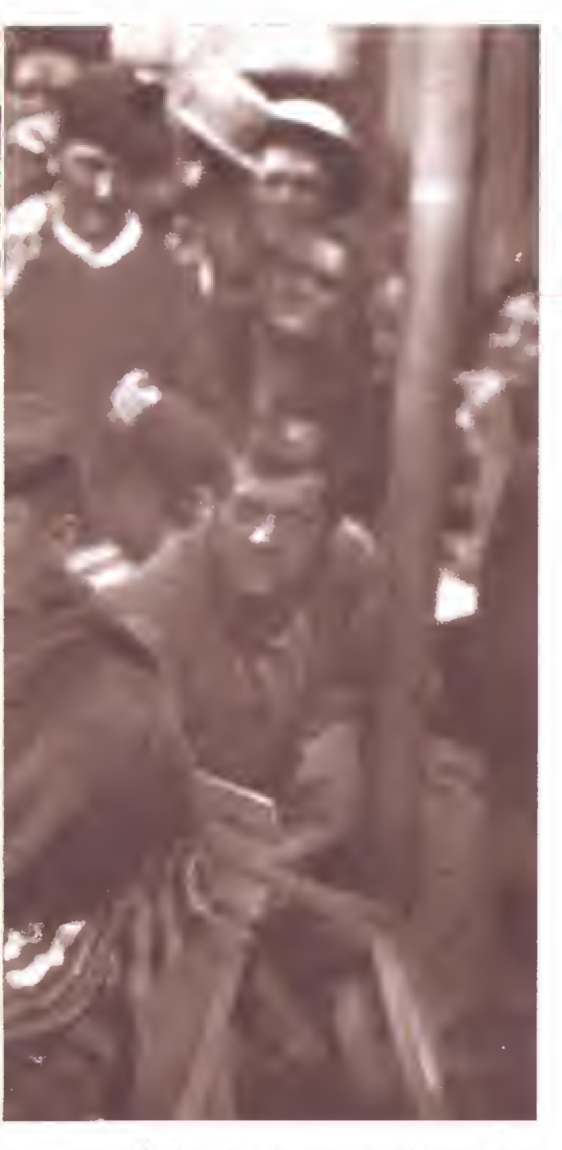
Und folgendes stellt sich heraus:

Murnau war nicht glücklich in Hollywood. Murnau, der eigenwilligste unter den großen deutschen Regisseuren und vielleicht der eigenwilligste aller Regisseure der Welt, fand sich in Hollywood schlecht zurecht. Gewiß, seine ersten beiden Filme waren Erfolge, durchschlagende Erfolge sogar, aber es waren, streng genommen, nicht seine Filme. Zu viele Leute redeten ihm hinein: Produzenten, Direktoren, sogar Schauspieler. Jeder wollte Murnau darüber belehren, daß man dies oder das „in Hollywood nicht so machen könnte". Jeder wußte es besser als er. Er durfte nicht einmal seine Filme schneiden. Dafür waren die Cutter da. Die hatten



Abgetreten *von der Leinwand, die sie vor 25 Jahren wie eine Königin beherrschte. Brigitte Helm, von der wir noch im folgenden erzählen, lebt heute als Frau eines Großkaufmanns in Berlin. Unser Foto zeigt sie im Jahre 1930*





der Ufa gehörte, hat nach dem Krieg nur in „Verspieltes Leben" und „Ein Sommer lang" mitgewirkt. Der deutsche Film hat keine Rollen für sie . . .

eine Gewerkschaft und die sorgte dafür, daß Regisseure nichts anderes taten, als Regie führen. Er bekam das fertige Drehbuch, er durfte keine Zeile, keine Einstellung daran ändern. Man nahm ihm Carl Mayer weg, den Autoren, mit dem er den „Letzten Mann" und „Tartuffe" gemacht hatte, der aber, das mußte selbst Murnau zugeben, schlecht nach Hollywood paßte.

Nach zwei Jahren hatte Murnau genug. Er war nicht Filmregisseur geworden, um am laufenden Band Filme zu machen. Er wollte machen, was ihm am Herzen lag. Er dachte daran, nach Deutschland zurückzukehren.

Die lockende Südsee

Aber er konnte nicht. Er war nicht mehr sein eigener Herr. Er, der nüchterne, kühle, zurückhaltende Mann, war zum erstenmal in seinem Leben verliebt. Er hatte sich in die Südsee verliebt. Die Südsee mit ihren tausendfarbigen Wassern, mit ihren jungfräulichen, noch von keiner Zivilisation beleckten Inseln, mit ihren schönen, nackten Menschen, mit ihren Korallenfelsen, mit dem Himmel, der so unendlich sauber aussieht, wollte einen Südseefilm machen. Er würde mit den Eingeborenen, also nicht mit richtigen Schau-











Lüthge *Soll erfüllt: 100 Stumm-, 100 Tonfilme bis heute. Fünfmal Preis für jahresbesten Film vor 1945, dreimal „Bambi" nach 1945*



Dr. Kaufmann, *Schweizer Arzt und Naturwissenschaftler, leitete die Produktion der Ufa-Kulturfilme und holte Dr. Rikli*



Dr. Rikli *Kulturfilme spannender als Kriminalreißer: Huhn wird durchleuchtet; Kaiserschnitt löst Sensationen und Proteste aus*

spielern, einen Film drehen nach einem ganz unkomplizierten Buch, das er selbst mit einem Mitarbeiter schreiben würde.

Murnau versuchte, die Fox, bei der er gearbeitet hatte, dafür zu interessieren. Die Fox sagte nein; Paramount sagte nein; Metro-Goldwyn-Mayer sagten nein. Alle in Hollywood sagten nein. Wen interessierte schon ein Südseefilm? Das roch ja geradezu nach Kulturfilm. Das wollte niemand wissen.

Aber Murnau war nicht so leicht zu entmutigen. Er war ein reicher Mann und besaß mehrere hunderttausend Dollar. Das war Geld genug, um einen Film zu drehen. Er gründete seine eigene Gesellschaft. Sie hatte zwei Mitglieder: ihn selbst und seinen Kameramann.

Munau kaufte eine Jacht und fuhr los. Er blieb bis Ende 1930 in der Südsee. Er lebte auf Tabiti, wo er sich einen Palast baute, und auf der Insel Bora-Bora, wo er im wesentlichen einen Film drehte. Der Film hieß „Tabu" und hatte mit dem Aberglauben der Eingeborenen zu tun und mit dem Fluch eines Medizinmannes, der schließlich das Liebespaar ereilte. Diese Handlung war freilich nur Vorwand für Murnau. Er wollte Natur drehen, er wollte natürliche Menschen zeigen in ihrer Schönheit und Nacktheit.

Es dauerte fast drei Jahre, bis er den Film zu Ende gedreht hatte, eine ungewöhnlich lange Zeit. Aber Murnau wollte sich ja Zeit lassen. Er mußte mit den filmungewohnten Einwohnern schwer arbeiten, bis er es erreichte, daß sie sich vor der Kamera so ungezwungen benahmen, wie sonst im Leben. Es dauerte Monate, bis jeder Filmstreifen von der Kopieranstalt in Los Angeles zurückkam. Aber schließlich war der Film fertig. Murnau kam nach Hollywood.

In Hollywood war man, wenn möglich, noch weniger an einem Südseefilm interessiert als vor drei Jahren. Man bedenke: Murnau brachte nicht nur einen Südseefilm, sondern dazu noch einen Stummfilm, jetzt, Ende 1930, wo nur noch Tonfilme gedreht wurden! Mit Mühe überredete Murnau die Paramount, sich den Film doch wenigstens einmal anzusehen.

Zwei Stunden später war die Situation völlig verändert. Die Direktoren waren beeindruckt, ja geradezu erschüttert. So etwas hatten sie seit Jahren nicht mehr gesehen. Adolph Zukor, der alte Chef der Paramount, weinte sogar.

Zukor erklärte sich bereit, den Film sofort zu kaufen. Eine Kleinigkeit freilich mußte geändert werden: Murnau sollte den Film synchronisieren. Zukor dachte an Musik der Eingeborenen, an bawaiische Lieder. Murnau war einverstanden.

Zukor hatte einen weiteren Vorschlag: Murnau sollte sich für zehn Jahre an die Paramount binden. Zehn Jahre lang sollte er jährlich einen Südseefilm machen. Für jeden Film sollte er eine Million Dollar erhalten. Niemand würde ihm dreinreden, weder was das Manuskript, noch was die Besetzung, noch was den Schnitt anging.

Murnau war glücklich.

Und dann fuhr er nach Monterey, um sich mit dem Mann zu besprechen, der seinen nächsten Südseefilm schreiben sollte, und starb in dem Augenblick, da das Leben für ihn eigentlich erst beginnen sollte.

Auf dem Waldfriedhof in Stahnsdorf bei Berlin findet am 14. April 1931 die Beisetzung statt. Dabei geschieht etwas Schreckliches. Irgend jemand berührt eine verborgene Feder am Sarg. Der Sargdeckel klappt zurück, und vor den Trauernden liegt F. W. Murnau im Frack mit roten Backen, mit geschminkten Lippen, friedlich lächelnd. Man weiß in Deutschland nicht, daß es in Amerika Sitte ist, die Toten einzubalsamieren, sie fein anzuziehen, sie zu schminken, damit die tieftrauernden Hinterbliebenen sie in besonders guter Erinnerung behalten.

Die Jugo

Wie hieß es doch im Film „Das Lied vom Leben", der um die Zeit herauskommt, da Murnau in Kalifornien stirbt? Sie kommen und sie gehen ...

Murnau ist gegangen. Aber das Leben geht weiter. Man muß nicht sterben, um vergessen zu werden. Die Filmstars von gestern sind heute keine mehr. Das Publikum vergißt sie schnell, nicht, weil sie plötzlich alt und häßlich geworden sind, sondern weil es so viel Nachwuchs gibt, so viele Talente und hübsche Mädchen, die gestern noch niemand kannte und die heute im Scheinwerferlicht steben.



Heute glaubt man's ihm nicht mehr, *aber damals hieß einer seiner Filme „Ich liebe alle Frauen": Jan Kiepura, der junge Tenor aus Polen. Er war der Partner Brigitte Helms in der „Singenden Stadt". Auf unserem Foto aus „Ich liebe alle Frauen" spielt er den Verkäufer Edi aus dem Delikatessenladen. Neben ihm Lien Deyers als das Mädchen Susi. Später wurde seine ständige Partnerin auf der Bühne, im Film und im Leben die blonde Wienerin Martha Eggerth. Die Popularität des singenden Paares erlitt nach dem Kriege einen Knax, als Kiepura auf deutschen Bühnen nur englisch sprechen wollte*



Valeska Gert *– hier in einer Szene als Märchentante beim Rundfunk – brachte Babby Lüthge zum Journalismus. Wer heute nach Kampen auf Sylt kammt, kann die Gert in ihrem Restaurant „Ziegenstall" sehen. Für liebe Gäste macht sie Kabarett*

Eine von ihnen ist Jenny Jugo. Ursprünglich hieß sie Jenny Walter, war als Tochter eines Diplomingenieurs auf dem Semmering geboren, in Graz aufgewachsen.

Knapp sechzehnjährig heiratet sie den blutjungen Filmschauspieler Emo Jugo, der ebenso schön wie untalentiert ist. Die Ehe dauert nicht lange, es kommt zur Scheidung, und der Exgatte stirbt bald darauf.

Immerhin ist Jenny Jugo durch ihren Mann in Filmkreise gekommen, und irgend jemand sagt ihr, sie müsse zum Film. Sie glaubt zwar nicht daran, aber sie ist immerhin bereit, eine Probeaufnahme zu machen. Sie fällt zufriedenstellend aus. Aber damit wäre nicht viel geschafft. Es werden in dieser Zeit von hübschen jungen Mädchen Probeaufnahmen am laufenden Band gemacht, und viele fallen zufriedenstellend aus.

Die Komödiantin

Mit Jenny Jugo ist es etwas anderes. Sie ist ungewöhnlich hübsch. Aber auch das wäre nicht entscheidend. Denn es gibt viele junge Schauspielerinnen, die ungewöhnlich hübsch sind, und sie ist nicht einmal eine Schauspielerin, sie ist sicher nicht schön im Sinne von Henny Porten oder Renate Müller, Brigitte Helm oder Gerda Maurus. Dafür ist sie aber pikant, originell, sie hat ein Gesicht, das man nicht vergißt, ein Gesicht, bei dem man sich etwas denkt.

Sie, die nie eine Stunde Schauspielunterricht genossen hat, wird sofort im großen Stil eingesetzt. In ihrem ersten Film spielt sie eine Blinde. Es handelt sich um einen ungeheuer tragischen Film, nur daß die Jugo gar nicht besonders tragisch wirkt. Dann spielt sie eine Rolle in einem historischen Film „Prinz Louis Ferdinand" und eine andere in dem Film „Pique Dame". Immer noch versucht man, sie als Tragödin herauszustellen, und immer noch hat niemand begriffen, daß sie nun einmal keine Tragödin ist. Erst in dem Lustspiel „Die Hose" nach der Komödie von Carl Sternheim neben Werner Krauss schlägt sie ein. Sie spielt eine kleine Bürgersfrau, die das entsetzliche Mißgeschick hat, mitten auf der Straße, und dazu noch bei einer Parade, ihre Hose zu verlieren. Daraus entwickelt sich allerlei und beinahe eine Tragödie, aber schließlich kommt alles wieder ins Geleise.

Werner Krauss spielt ihren Mann, einen Spießbürger, wie er im Buche steht, einen, der entsetzlich pedantisch ist und für den Kegelabende und Herrenpartien den Himmel auf Erden bedeuten.

Der Film „Die Hose" wird ein großer Publikumserfolg. Aber die Fachwelt sieht ihn sich mit Interesse an, vor allem wegen Werner Krauss, dem eine einmalige Satire des Spießbürgertums gelingt. Erich Engel, der um diese Zeit zu den ersten Theater-







regisseuren Deutschlands gehört — er hat unter anderem die Uraufführung der „Dreigroschenoper" inszeniert —, der aber wenig Filme gemacht hat, plant ein Lustspiel „Wer nimmt die Liebe ernst?"

Es handelt sich um die Geschichte eines jungen Mannes namens Max. Er wird von der Polizei verfolgt, springt in ein offenstehendes Parterrefenster und in ein Bett, ohne zu bemerken, daß in dem Bett ein junges Mädchen liegt. Sie will schreien, er beruhigt sie. Er erzählt ihr, wer er ist und welchen Beruf er ausübt. Er und sein Kompagnon stehlen Hunde, um sie dann den Besitzern zurückzubringen und den Finderlohn einzukassieren. Gewiß, nicht gerade ein feiner Beruf, aber irgendeinen muß man haben, von irgend etwas muß man leben. Das junge Mädchen, Ilse, ist gerührt, verliebt sich sofort in Max.

Der Produzent des Films ist besorgt. Wer will so etwas denn wissen? In der Krisenzeit wollen die Leute Filme sehen, die in vornehmen Kreisen spielen, in Villen, mit Autos, Butlers, Cocktails.

Erich Engel aber hat seine eigenen Ideen. Er ist im Film wie auf der Bühne ein sehr eigenwilliger Regisseur. Er ist unsentimental, unpathetisch, er will, daß die Schauspieler sprechen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, sich bewegen, wie es ihrem Naturell entspricht, nicht sich verstellen, nicht große Szenen aufbauen. Er lehnt alles ab, was nicht echt ist — und erst wenn er im Regiestuhl sitzt, merken die Schauspieler, wie wenig von dem, was sie bisher gemacht haben, echt war.

Was nun den Film „Wer nimmt die Liebe ernst?" angeht, so glaubt Erich Engel im Gegensatz zu seinen Produzenten, daß die Leute schon lachen, schon mitgehen werden, wenn er den Film so machen kann, wie er will: ganz leicht, fast nur angedeutet, es darf nicht, wie man es in Fachkreisen nennt, auf die Tube gedrückt werden.

Der nächste Film: „Fünf von der Jazzband" nach einem reizenden Lustspiel von Felix Joachimsohn (später wird er unter dem Namen Felix Jackson ein berühmter amerikanischer Produzent werden). Wieder ein durchschlagender Erfolg für beide. Wie die Jugo, während ihre vier Freunde Jazzmusik auf einer Varietébühne machen, von einer Leiter ausgerechnet in die große Pauke fällt, ihr entsetztes Gesicht, das gleichsam um Entschuldigung bittet — das muß man gesehen haben.

Dergleichen hat man im deutschen Film seit Lubitsch nicht mehr gesehen, und die Jugo ist etwas, was es in Deutschland überhaupt nie gegeben hat: eine Schauspielerin, die sich nicht ernst nimmt, eine Groteskkomikerin. Das Publikum, erlöst, lachen zu dürfen, doppelt erlöst, wie eine Schauspielerin über sich selbst lacht, strömt in die Filme der Jenny Jugo. Sie macht fast nur noch Filme mit Erich Engel. Der dritte: „Pechmarie".



Auch im Leben *tanzen beide seit nunmehr 26 Jahren. Hier eine Szene aus dem Film „Mädchenjahre einer Königin" (1936) mit Jenny Jugo und ihrem Ehemann Frederico Benfer. In der Wiederverfilmung des gleichen Stoffes im vorigen Jahr sah man Romy Schneider und Adrian Hoven*

Die Pechmarie ist ein Mädel, das Zeitungen austrägt. Und überall, wo sie kassieren will, machen die Leute nicht auf oder haben kein Geld. Sie hat eben Pech. Da ist auch ein Kunde, dem tut es wirklich leid, daß er sie abweisen muß, aber er verreist gerade, hat kein Geld übrig. Weil sie so traurig schaut, wird er ihr ein Buch schenken. Sie nimmt es, besser als gar nichts. Beim Durchblättern fällt ihr ein Los in die Hand, das im Buch liegt. Das dürfe sie auch haben, hat der Herr gesagt. Sie steckt es in die Tasche. Um sich ein bißchen abzulenken, geht sie dann auf den Jahrmarkt. Überall Musik, Lärm, vergnügte Gesichter; sie allein ist einsam und verzweifelt.

Nun sieht das Drehbuch vor: sie soll sich — trotzdem — eine Wurst kaufen, damit sie ein kleines Vergnügen hat.

Sie tritt also an die Würstchenbude, schaut, zählt verstohlen ihr Geld, will schon fort, weil sie ja eigentlich keinen Hunger hat; dann, mit raschem Entschluß, legt sie die Münzen hin und kriegt die Wurst auf einem Pappteller und ein Stückchen Brot dazu. Sie steht beiseite, beißt in die Wurst, ins Brot, die Tränen über ihre unglückliche Situation sitzen locker. Gleich werden sie aus ihren Augen strömen.

Da sieht sie plötzlich: auf ihrem Papptablettchen fehlt der Senf. Sie geht wieder an



Auf diesem Hof *bei Bad Heilbrunn, 55 km von München entfernt, lebt Jenny Jugo heute. Vor vier Jahren hatte sie ihr Haus im sowjetzonalen Sakrow nahe Berlin verlassen. Von den fünfzig Briefen mit Autogramm-Bitten, die die Post jeden Tag bringt, kommen 45 aus der Sowjetzone. Aus dem Ufa-Star ist eine Gutsherrin geworden, die sagen darf, auf der Höhe des Ruhms abgetreten zu sein*

den Stand, fordert den Senf, taucht die Wurst hinein und ißt . . . und nun laufen die Tränen herunter. Sie ist zwar todunglücklich — aber doch wieder nicht so sehr, daß sie die Wurst ohne Senf essen möchte.

Das Publikum ist gerührt und belustigt zugleich. Jeder hat so etwas schon einmal erlebt. Etwas aufzuzeigen, was alle schon einmal erlebt haben — das kann die Jugo.

Biggi

Ein anderes neues Gesicht: Brigitte Horney.

Bisher ist mindestens hundertmal die Geschichte von Stars erzählt worden, die immer wieder die gleiche Geschichte war: Kind armer Eltern will, anstatt einen vernünftigen Beruf zu ergreifen, zur Bühne, erlebt einen furchtbaren Durchfall, muß jahrelang das Leben auf der Schmiere fristen, filmt schließlich, nur um nicht zu verhungern — und setzt sich durch.

Brigitte Horneys Weg zum Filmruhm ist ganz anders. Sie kommt nicht aus einem armen Hause, sie muß sich nicht jahrelang abquälen, von Hunger oder Not kann bei ihr keine Rede sein. Kaum hat sie sich entschlossen, Schauspielerin zu werden, da ist sie auch schon ganz oben.

Die Eltern sind keineswegs arm. Der Vater war im ersten Weltkrieg der leitende Mann der gesamten chemischen Ausfuhr aus Deutschland, wurde später die rechte Hand von Hugo Stinnes, interessierte sich so nebenbei für den Film und finanzierte gelegentlich die eine oder andere Produktion.

Die Mutter machte nach der Hochzeit ihr Staatsexamen als Medizinerin, wurde schließlich eine bedeutende Nervenärztin. Es gehörte zu ihren Gewohnheiten, gelegentlich einen Irren oder eine Irre, die sie für harmlos hielt, ins Haus zu nehmen, um sie dort kochen, waschen oder Gartenarbeiten verrichten zu lassen. Eine dieser Patientinnen hieß Emma und arbeitete zur vollsten Zufriedenheit aller Hausbewohner, bis sich herausstellte, daß Emma gar nicht Emma war, sondern ein Mann, der leidenschaftlich gern Frauenkleider trug.

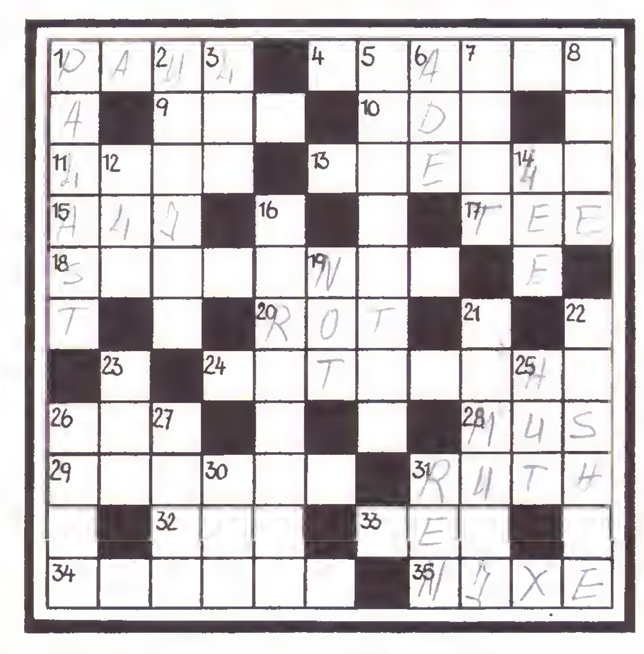
Manchmal waren die Irren auch gar nicht so harmlos, wie die Ärztin angenommen hatte. Der Haushaltungsvorstand äußerte darüber nur leichte Verwunderung, zog kaum merklich die Augenbrauen hoch. Ihm war alles recht, wenn die Patienten seiner Frau nicht gerade die Kinder gefährdeten.

In der nächsten Fortsetzung:
Die Karriere der Horney - Ruhm ohne Schweiß und Tränen - „Mann ohne Namen": Werner Krauss



Die Jenny von heute, *an der die Zeit vorüberzugehen scheint, züchtet tbc-freie Kühe, während Gatte Frederico Benfer in Mailand Geschäften nachgeht und nur gelegentlich nach Hause kommt*

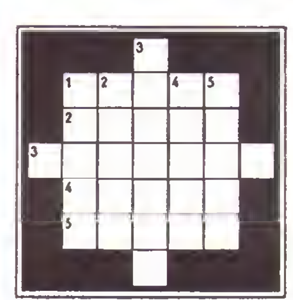
Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. männlicher Vorname, 4. Mimosengewächs warmer Erdteile, 9. bekannte deutsche Pianistin (geb. 1882), 10. festliches Gedicht, 11. Geliebte des Zeus, 13. amerikanischer Dramatiker (geb. 1888), 15. arabischer Männername, 17. Getränk, 18. Orchesterwerk in vier Sätzen, 20. Farbe, 24. Kirchensanntag, 26. englische Zahl, 28. Fruchtmarmelade, 29. Eruptivgestein der Tertiärzeit, 31. weiblicher Vorname, 32. jugoslowische Adrioinsel, 33. kleine japanische Münze, 34. Zierstrauch, 35. weiblicher Wassergeist. Senkrecht: 1. Prachtbau, 2. Oper van Albert Lartzing, 3. Gattin Jakabs im Alten Testament, 5. Handwerker, 6. Abschiedsgruß, 7. Abfalge des Geschehens, 8. veraltetes Längenmaß, 12. biblische Gestalt, 14. dem Winde abgewandte Schiffsseite, 16. Heilmittel, 19. Elend, 21. italienisches Seebad an der Adria, 22. Gesicht in verächtlichem Sinne, 23. weiblicher Varname, 25. Kopfbedeckung, 26. Nebenfluß der Warthe, 27. Buch im Alten Testament, 30. Flußfisch, 31. nordische Hirschart.

Magische Figur

Aus den Buchstaben: aaaa dd eeee ff i k lll mm ao rr ss tttt sind die Wörter der nachstehenden Bedeutung zu bilden und sa in die Felder der Figur einzutragen, daß sie jeweils waagerecht und senkrecht gleichlauten: 1. Weltreligian, 2. bedeutender tschech. Großindustrieller, 3. Stoßdegen, 4. weiblicher Vorname, 5. Prägestack.



Diebstahl

Wendekreis — Undine — Erika — Gesicht — Verbannung — Stange — Beresina — Handstand — Teheran — Wallenstein — Weihnachten — Ende — Wiederhalung — Sieb — Edinburgh — Heuhaufen — Trennung. Den varstehenden Wärtern sind je drei zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen. Bei richtiger Lösung des Rätsels ergeben die entnammenen Buchstaben, im Zusammenhang hintereinander gelesen, ein Sprichwort.

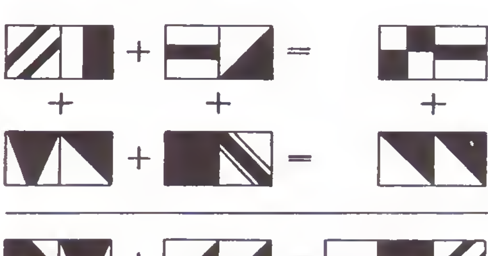
Aus drei mach' eins

Aula + Benzin + Lamm	=	mittelamerikan. Wolfsmilchgewächs
Fang + Fuchs + Robe	=	Stadt in Boyern
Art + Hiab + Italien	=	Wiederherstellung des Rufes
Kim + Schäfer + Werner	=	Schmetterlingsart
Art + Birne + Hacker	=	kirchlicher Amtstitel
Alm + Hacker + Leni	=	schwermütiger Mensch
Ehe + Martho + Tip	=	antike Schaubühne
Altai + Anni + Tours	=	Einbürgerung
Dante + Lear + Ren	=	Urmensch
Luna + Ski + Stufe	=	winterliche Sportart
Edda + Erle + Inn	=	europöischer Stoot

Die varstehend aufgeführten je drei Begriffe sind sa miteinander zu verschmelzen, daß ein Wart der danebenstehenden Bedeutung gebildet wird. Bei richtiger Lösung des Rötsels ergeben die Anfangsbuchstoben der gefundenen Wörter, von oben noch unten gelesen, den Namen eines germanischen Volksstammes.

Raten und Rechnen

Jedes Karo der Figur bedeutet eine Ziffer, gleiche Karos alsa gleiche Ziffern. Durch ein wenig Nachdenken und Überlegung ist die Aufgabe durch Niederschreiben der richtig gefundenen Zohlen an Stelle der Karos waagerecht und senkrecht läsbar.



Auflösungen im nächsten Heft

Auflösungen aus Heft Nr. 17

Kreuzworträtsel mit magischem Qnadrat: Waagerecbt: 1. Esel, 4. Lot, 6. Erie, 9. Marine, 11. Roland, 13. Distanz, 14. Rad, 16. Leine, 17. Gin, 18. Ren, 20. Tee, 21. Rabe, 22. Arno, 24. Sekt, 26. Ente, 28. Leo, 29. Lie, 30. Hel, 31. Adele, 35. Ern, 37. Alabama, 39. Fieber, 40. Sulfat, 41. Test, 42. Mut, 43. Mine. — Senkrecht: 1. Emir, 2. Sahara, 3. Lid, 4. Lese, 5. Tran, 6. Eiz, 7. Indien, 8. Eden, 10. Nil, 12. one, 15. Debakel, 17. Geranie, 19. Netto, 20. Tafel, 21. Ras, 23. Ode, 25. Elegie, 27. Terlan, 30. Heft, 31. Ale, 32. Darm, 33. Last, 34. Emu, 36. Note, 37. Abt, 38. Aim.

Magisches Quadrat: 1. Adept, 2. Delle, 3. Elgar, 4. Plane, 5. Terek.

Besuchskartenrätsel: Frau Eri C. Renidiss aus Neheim ist von Beruf Schneidermeisterin.

An der Nordsee: Es mußten die folgenden Wortpaare gefunden werden: Ackerland — Landhaus, Flußarm — Armbrust, Gernot — Notbremsse, Markgraf — Grafschaft, Speiseeis — Eisbrecher, Mittelohr — Ohrwurm, Fallobst — Obstteller, Weinglas — Glaspapier; die Anfangsbuchstaben der Verbindungsworte ergeben: Langeoog.

Die Pyramide: 1. R, 2. Ar, 3. Ran, 4. Garn, 5. Anger, 6. Regina, 7. Nigeria.

Erzlehnng: Devonshire, Glübbirne, Flaschenkorken, Steinzeit, Erinnerung, Tegernsee, Zebra, Tancher, Baumstamm, Eisbrecher, Obstgarten, Sahnetorte, Befreiung, Mörder, Herbert, Holtrauer, Leonidas, Frachtgut, Riemen, Ebrabschneider, Alsdorf, Asbest, Triest, Bewohner, Karte. Die fettgedruckten Buchstaben waren zu entnehmen. Im Zusammenhang gelesen ergeben sie: „Von Birken eine Rute, gebraucht am rechten Ort, befördert oft das Gute mehr als das beste Wort."

SCHACH

Geleitet von Georg Kieninger

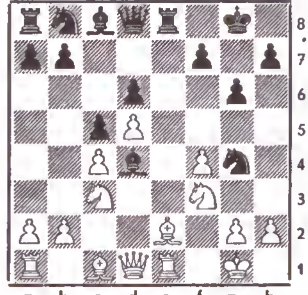
Auch Weltmeisterschafts-kandidaten irren

Partie Nr. 124

Königsindisch, gespielt im Kandidatenturnier zu Amsterdam, April 1956

Weiß: Filip (Tschechoslowakei) — Schwarz: Szåbo (Ungarn)

1. c2—c4 Sg8—f6 2. Sb1—c3 g7—g6 3. e2—e4 d7—d6 4. d2—d4 Lf8—g7 5. f2—f4 (Das sogenannte Vierbauernspiel der klassischen Schule, schon mehrmals totgesagt, ist heute wieder eine scharfe Waffe im Kampfe gegen die so beliebte Königsindische Verteidigung. Natürlich legt dieselbe auch dem Anziehenden große Verpflichtungen auf, denn eine so breite Bauernfront ist nur schwer intakt zu erhalten.) 5. . . . c7—c5 (Nur durch energisches Spiel kann Schwarz den weißen Absichten entgegentreten.) 6. d4—d5 (Beliebter ist zur Zeit 6. d×c5 mit der Folge 6. . . . Da5 7. Ld3 D×c5 8. Sf3 usw.) 6. . . . 0—0 7. Sg1—f3 e7—e6 8. Lf1—e2 e6×d5 9. e4×d5 Tf8—e8 10. 0—0 Sf6—g4 11. Tf1—e1 Lg7—d4+ (Eine Kombination, die eine überraschende Widerlegung findet. Es gab nichts Besseres als 11. . . . Se3 mit ungefähr gleichem Spiel.) 12. Sf3×d4 c5×d4 13. Dd1×d4 Dd8—h4



Stellung nach dem 11. Zuge von Schwarz

(Auf diese Doppeldrohung D×e1 und D×h2+ hatte sich Schwarz verlassen, als er sich zu 11. . . . Ld4 entschloß.) 14. Lc1—d2 (Dieser einfache Zug ist aber eine klare Widerlegung der schwarzen Pläne. Das nun folgende Schachgebot auf h2 ist vollkommen harmlos, aber die schwarze Königsstellung ist durch das Fehlen des schwarzfeldrigen Läufers entscheidend geschwächt. Das hatte der Ungar nicht genügend gewürdigt.) 14. . . . Dh4×h2+ 15. Kg1—f1 Sb8—a6 (Zwecklos war auch ein Damenschach auf h1 wegen 16. Dg1.) 16. Le2×g4 Lc8×g4 17. Sc3—e4 Te8×e4 (Schon reine Verzweiflung, aber was sollte Schwarz sonst versuchen?) 18. Te1×e4 Sa6—c5 19. Te4—e3 Schwarz gibt auf, gegen die Drohung Lc3 ist er machtlos. Zum Beispiel 19. . . . Dh1+ 20. Kf2 D×a1 21. Lc3 und Schwarz wird unrettbar mattgesetzt.

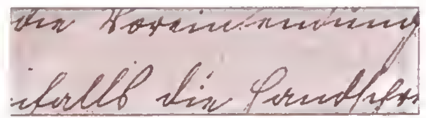
Eine hübsche Kurzpartie, die klar zeigt, zum Trost für die große Masse der Schachfreunde, daß auch die Spitzenspieler der Weltklasse sich manchmal gewaltig verkombinieren können.



Schriftprobe und Schriftanalyse von

H. H., weiblich, 58 Jahre

Die Schrift deutet auf ein ausgeglicheneres und besonnenes Wesen. Heftigere Neigungen, Leidenschaften und Triebe, die das Gefüge der Person durchbrechen könnten, sind nicht gegeben, vielmehr befinden sich Triebe und Gefühle, Wille und Geist in einem gewissen Einklang miteinander. Ein solcher Mensch ist auch nicht so leicht zu erregen oder zu verwirren und wirkt durch seine ausgeglichene Art wohltuend auf seine Mitmenschen. Allerdings ist



die Schreiberin nicht völlig ohne Triebe und ohne Berechnung in ihrem Verhalten. Es macht sich vor allem eine Tendenz zu Eitelkeit bemerkbar, das Bestreben, sich möglichst immer so zu verhalten, wie sie bei der Umwelt einen besonderen Eindruck macht und in einem guten Licht steht. Schon aus diesem Grunde wird sie sich einer größeren Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit bei der Ausführung ihrer Arbeiten befleißigen. Auf Ordnung, Sauberkeit, Genauigkeit und Schönheit legt sie Wert. Sie kann auch gut planen, versteht es, die Dinge ihrer Bedeutung und Wichtigkeit entsprechend an- und einzuordnen, kann im Haushalt gut wirtschaften, ist anpassungsfähig und einfühlsam. Da bei ihr neben allen Gefühlen meistens der kritisch beobachtende Verstand steht, und da sich jede triebhafte Handlung unter Beteiligung des überwachen Bewußtseins abspielt, ist die Schreiberin einer mitreißenden temperamentvollen oder stürmischen Hingabe sowieso nicht fähig.

— Hier ausschneiden! —

Wenn Sie mit e i n e r Handschriftenprobe, unter Beifügung eines genau adressierten Freiumschlages, per Einschreiben diesen

Stern-Gutschein für Schriftanalyse

an uns einsenden, erhalten Sie von unserem Mitarbeiter eine graphologische Charakterskizze zum Preis von 3,— DM (keine Briefmarken) bei Voreinsendung des Betrages angefertigt. Nachnahmen werden nicht berücksichtigt. Die Einsendung muß den Vermerk „Graphologie" tragen. Angabe von Alter und Geschlecht erforderlich. Die Schriftproben erhalten Sie zusammen mit der Analyse nach Möglichkeit innerhalb vier Wochen zurück. Der Verlag handelt hier im Namen und für Rechnung des Graphologen. 56/18

GEWINNE MIT Kessi und Jan



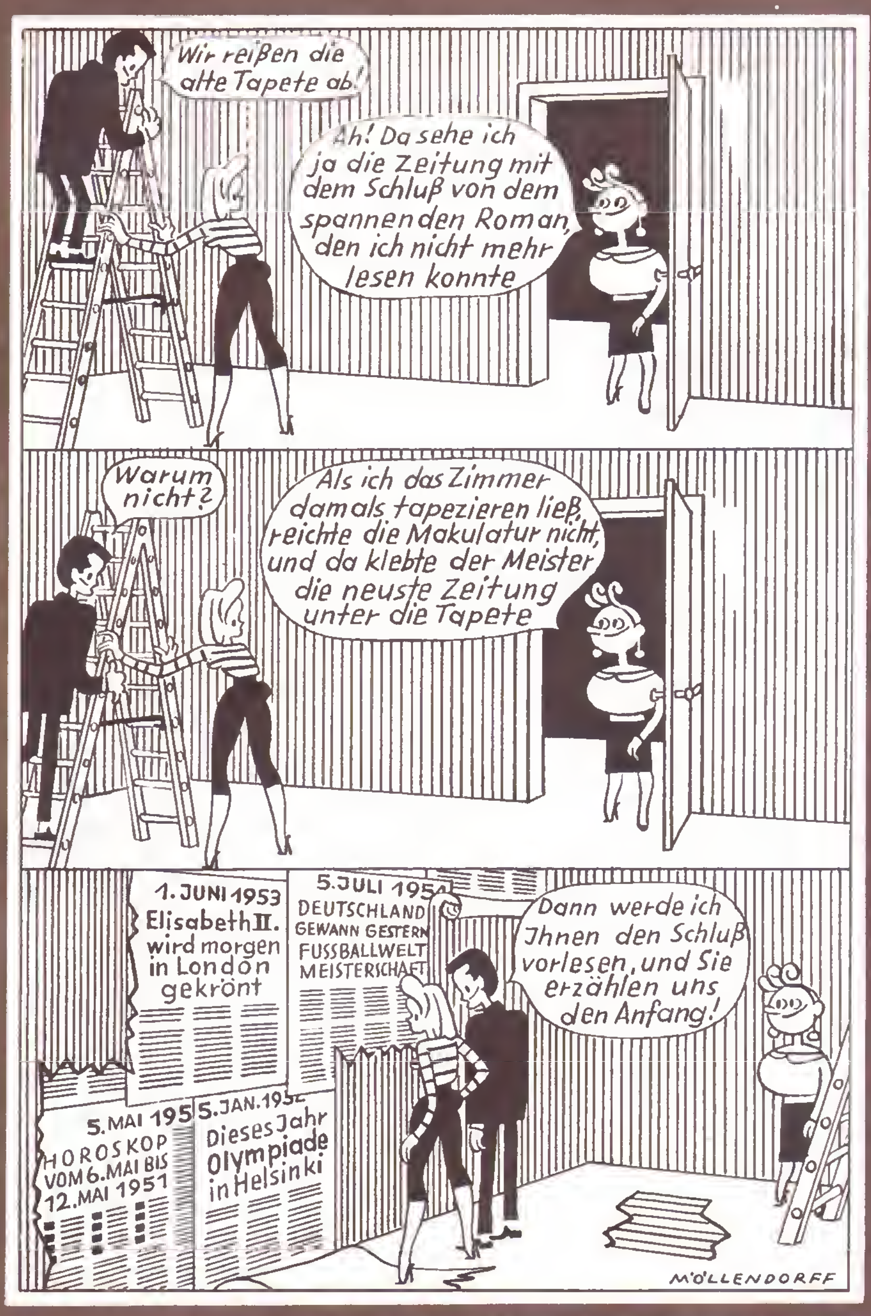
BEDINGUNGEN:

1. Jeder kann mitmachen, außer den Angestellten von Verlag und Redaktion des Stern.
2. Schicken Sie die Lösung mit Ihrer Adresse auf einer Postkarte an den Stern, Hamburg 1, Curienstraße 1. Fügen Sie den Vermerk „Kessi-Preisausschreiben Nr. 133" hinzu. Nicht oder ungenügend frankierte Einsendungen gehen zurück.
3. Einsendeschluß für das 133. Preisausschreiben ist der 9. Mai 1956. Maßgebend ist das Datum des Poststempels.
4. Die Preise werden unter den Einsendern richtiger Lösungen ausgelost.
5. Das Preisgericht wird von der Chefredaktion und dem Verlag des Stern bestimmt. Die Entscheidung ist unanfechtbar. Jeder Einsender unterwirft sich mit seiner Teilnahme diesen Bedingungen.

1. PREIS . . . . . DM 250,—

2. Preis . . . . DM 100,— 3. Preis . . . . DM 50,—

4.—53. Preis je eine Mitgliedschaft für die Dauer eines Jahres in Europas größter Buchgemeinschaft, dem Bertelsmann-Lesering. 54.—153. Preis je ein Sternbuch



PREISFRAGE NR. 133: Welche Jahreszahl hat die Zeitung, aus der Jan vorlesen will?

ERGEBNIS DES KESSI-PREISAUSSCHREIBENS NR. 130

Kessi und Jan sind von Paris über Meaux—Corbeil—Etampes nach „Fontainebleau" gefahren und haben so eine Strecke von 165 km zurückgelegt. Sehr viele Teilnehmer haben diesmal richtig geraten. Das Los entschied, wer von ihnen die Preise erhalten soll.

Die Gewinner sind:
1. Preis DM 250,—: Marlies Döwer, Fredenbeck,
2. Preis DM 100,—: Arnold Everhartz, Aachen,
3. Preis DM 50,—: Adolf Tietjen, Gnarrenburg.

Die Preisträger 4—153 werden durch die Post benachrichtigt.







WAS SIE NICHT SEHEN KÖNNEN: daß Birken außer ihrer zarten Anmut auch einen inneren Wert besitzen. Gerade jetzt zur Frühlingszeit tritt er zutage: wenn die Birken uns ihren Saft spenden, dessen natürliche Heilkraft für uns höchst bedeutungsvoll sein kann. Echter Birkensaft wirkt nämlich stärkend und belebend auf Kopfhaut und Haare, besonders in einer sorgfältig abgestimmten Komposition mit anderen haarwuchsfördernden Wirkstoffen und reinem Alkohol. Diese Tatsache ist wichtig für jeden, der nicht vorzeitig, und dann meist für immer, Haare lassen will.

WAS SIE KAUM GLAUBEN WERDEN: daß dieses scheinbar harmlose Gebilde in Wirklichkeit ein bösartiger Schädling ist, der dem Wachstum Ihrer Haare höchst gefährlich werden kann. Die Wissenschaftler, die im Auftrag von Dralle das Haar und seine Existenzbedingungen erforschen, haben unzählige Parasiten nachgewiesen, deren Auswirkungen verheerend sind, wenn wir ihnen nicht rechtzeitig und energisch zu Leibe gehen. Haarwaschen genügt allerdings nicht -, da hilft nur die regelmäßige Anwendung eines wirklich geeigneten Haarwassers mit hochgradig bakterizidem Effekt.

WAS SIE GERN WISSEN MÖCHTEN: wie man sich das schöne, volle Haar seiner Jugend bewahren, wie man es bis ins Alter hinein kerngesund erhalten kann. Dr. Dralles Birken-Haarwasser hat sich als besonders wirksames Mittel gegen Schuppen und zahlreiche Haarschäden und -erkrankungen bewährt. Auf der Grundlage des 70 Jahre alten Originalrezeptes ist es zum höchsten Stand moderner Wissenschaft entwickelt worden und gilt bei klugen Leuten als unentbehrlich für erfolgreiche Haarpflege.



Das ist die Eigenart von Dr. Dralles Birken-Haarwasser: **Heilkraft der Natur • Erkenntnis der Wissenschaft • Kunst der Kosmetik** sind hier in **einem** Haarpflegemittel vereinigt. Der beste Beweis für die einzigartige Güte sind Nachahmungen in Bezeichnung und Aufmachung. Echt ist aber nur das Original von Dr. Dralle -, das wunderbar erfrischende Kosmetikum für die Haarpflege von Mann, Frau und Kind.





Er kriegt es nicht heraus. Dabei ist er gar nicht unbegabt. Aber es fehlt ihm an geistiger Konzentration. Ein typischer Fall von chronischem Mangel an Vitaminen und Mineralsalzen!
Hier kann Manan helfen. Jedes Dragee Manan enthält in wohlausgewogener Dosierung 12 wichtigste Vitamine und 12 unentbehrliche Mineralsalze. Diese Wirkstoffe tragen wesentlich dazu bei, die geistigen Fähigkeiten des Kindes zu steigern.

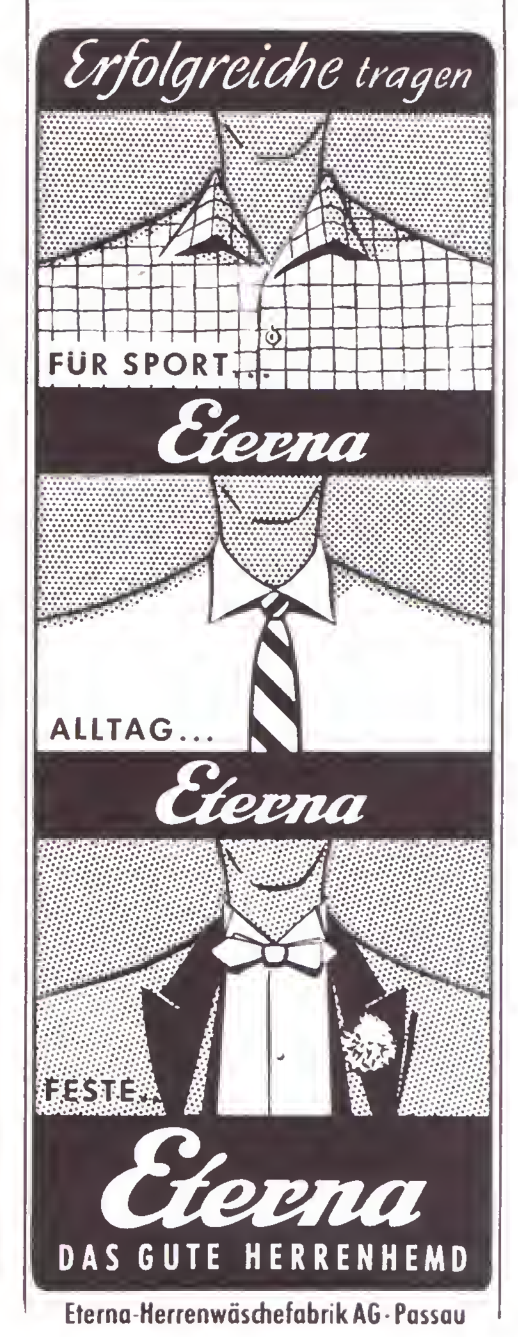


und erleichtert den Kindern das Lernen

In Apotheken und Drogerien

30 Dragees DM 2,95 · 100 Dragees DM 7,50


cascan GmbH · Wiesbaden



Eterna-Herrenwäschefabrik AG · Passau



durch gesunde, gepflegte Füsse. Das bewährte, sauerstoffhaltige **»EIDECHSE«** Fussbad fördert die Blutzirkulation und verhütet bei regelmässigem Gebrauch wunde Füsse, Blasen, Brennen und Fussschweiss.
Überraschend ist der Erfolg der ausgezeichneten **»EIDECHSE«** Schälkur. In wenigen Tagen schmerzlose Beseitigung quälender Schwielen, lästiger Hühneraugen und Hornhaut.



»EIDECHSE« Fusspflege

Wahre Geschichte (107)

Vom Sp

Ich bin gleich fertig, Fräulein Ilse, nur noch die Endsumme muß ich nachaddieren, dann haben wir's diesmal wieder." Heinrich Kuhlmann lachte, ließ den Bleistift auf das Kassenbuch fallen und rutschte etwas tiefer in den Schreibtischstuhl. „Ja", fuhr er langsam fort, „es tut mir immer leid, daß ich Sie jedesmal zu Überstunden zwinge. Aber Sie wissen ja selber, wie das ist. Im Lauf des Tages komme ich nicht dazu."

Der sechsundfünfzigjährige Handlungsbevollmächtigte beugte sich wieder über das offene Buch, hob den Bleistift auf und malte völlig ungeschäftsmäßige Schlangenlinien an den äußeren Rand des linken Blattes, vorbei an den Zahlen, von denen Ilse Jungnickel mit geschlossenen Augen die gefälschten hätte bezeichnen können.

„. . . und ich dachte" — er bemühte sich, den Satz unbefangen zu beenden —, „daß es für uns beide doch viel gemütlicher wäre, wenn wir das nächstemal die Sache in einer etwas netteren Umgebung erledigten. Ich dachte — Sie haben so eine hübsche Wohnung —." Er versuchte eine



Fassungslos *weinte Ilse Jungnickel vor dem Richter. Sie hat das Geld ihrer Firma, ihre Existenz, ihren guten Ruf verspielt. Der Verlockung der Systemwetten erlag die Spielernatur der Frau*

...el Teufel geholt

Buchhalterin Ilse verspielte 145 000 DM aus ihrer Bürokasse

zweite Schlangenlinie zu ziehen, und kam bis auf die Mitte der Seite, ehe Ilse antwortete.

„Das ist eine gute Idee", sagte sie, „ich könnte uns dann dazu einen Tee aufgießen."

„Oh", murmelte er, „machen Sie meinetwegen aber bitte keine Umstände!" Der Bleistift tanzte über die letzte Zahlenreihe, aber die Zahlen kamen nicht in sein Bewußtsein. Ein warmer Strom durchdrang ihn, er konnte seine Erregung kaum verbergen.

„Das ist überhaupt kein Umstand", sagte Ilse, „ich gieße mir jeden Abend eine Tasse Tee kühl auf, wenn ich heimkomme." Ilse war ganz kühl. Sie beobachtete ruhig, wie er seine Eintragung machte, das Buch zuklappte, etwas von sich fortschob und dann aufstand. „Gehen Sie auch nach Haus?" fragte er.

„Nein", erwiderte sie, „ich habe noch zu tun."

„So, so", sagte er, eine Spur enttäuscht. „Na, lassen Sie es nicht zu spät werden! Bis morgen!"

„Bis morgen!"

Ungeduldig wartete die junge Frau, bis der Mann ihr Büro verlassen hatte. Dann hörte sie seine Bürotür klappen, hörte den Fahrstuhl summen und trat mit raschem, entschlossenen Schritt wieder an ihren Schreibtisch, an dem er während der Buchprüfung gesessen hatte. Sie schlug das Kassenbuch noch einmal auf, schrieb ein paar Zahlen heraus, addierte sie und übertrug die Summe in einen kleinen Notizkalender, den sie sorgfältig wegschloß.

Nachdenklich starrte sie hinaus in den regnerischen Märzabend. Auf der anderen Seite der breiten Straße am Rande des Stadtkerns von Düsseldorf lag dunkel der Klotz eines Bürohauses, ebenso neu und modern wie das Verwaltungsgebäude der Erzbergbau A.G., bei der Ilse Jungnickel nun schon seit 1947 angestellt war. Zuerst als Stenotypistin, dann auf Grund ihrer Intelligenz, ihrer Zuverlässigkeit und Vertrauenswürdigkeit als Kassenführerin in der Personalabteilung. Und seit 1953 schließlich führte sie, die einzige Frau im Betriebsrat, die „Stütze der Firma", der „Fels im stürmischen Wellengang der Geschäfte", wie sie in einem Gedicht bei der Weihnachtsfeier genannt wurde, die Kassengeschäfte der Steuerabteilung.

Drüben in dem Haus brannte einsam auch noch Licht. Wie ein Spiegelbild ihrer eigenen Geschäftigkeit leuchtete es durch die Schleier von Regen und Abendnebel. Ilse lächelte, mit Stolz überblickte sie ihre Karteikästen, ihre sauberen neuen Rollschränke, ihre kleine glänzende Rechenmaschine. — Aber plötzlich verließ Ilse das Gefühl des Triumphes. Mit Schauder empfand die fünfunddreißigjährige Frau auf einmal die Lautlosigkeit des verlassenen Gebäudes, die Stille in ihrem eigenen Büro, und — die stets lauernde Gefahr der Entdeckung!

„Ich kann nicht mehr", stöhnte sie, „ich muß heraus ... ich muß ...!"

Sie griff nach dem Bleistift, legte ein Blatt Papier auf die grüne Schreibunterlage und begann Zahlen zu schreiben. Tabellen entstanden, Kurven wurden skizziert, mathematische Formeln postierten sich wie Wächter am Rande des Blattes. Sie griff zum Rechenschieber, holte neue Papierbogen und arbeitete schweigend und ohne Anzeichen von Ermüdung. Plötzlich wurde sie sich der Zeit bewußt. Ihre Armbanduhr zeigte dreiviertel Neun. Drüben, jenseits der Straße, war das Licht längst erloschen. Hastig stand Ilse auf, faltete die Papiere zusammen, steckte sie in ihre Aktentasche, schlüpfte in den Mantel und eilte nach Hause.

Die feuchtkalte Luft des Märzabends erfrischte sie. Lichtreklamen spiegelten sich auf dem nassen Asphalt, vom Regen in lauter kleine bunte Tupfen zersprüht, die sich zu Streifen formten oder zu Buchstaben oder zu Dreiecken.

Wie angewurzelt blieb Ilse stehen. Das rote Lichterdreieck auf der Erde vor ihren Füßen verwandelte sich zu einem Dreieck aus roten kleinen Kugeln, die zwischen einer Glasscheibe und einem mit Eisenstiften in regelmäßige Felder wie ein Schachbrett eingeteilten Stück Sperrholz steckten. Ilses Mathematiklehrerin hatte diesen flachen Kasten so gehalten, daß

ihn die ganze Klasse erkennen konnte. „Dies ist", so hatte sie erklärt, „ein praktischer Beweis für die Wahrscheinlichkeitsrechnung." Sie hatte den Kasten geschüttelt, ihn auf den Kopf gestellt, und alle roten Kugeln waren emsig durch einen kugelbreiten Schlitz zurückgerollt in einen rechteckigen Raum. „So", hatte dann die Lehrerin gesagt und den Kasten wieder umgedreht. Mit leisem Klickern waren die Kugeln durch das Loch gestürzt, hinein in den Wald der Eisenstifte — „da könnt ihr's noch mal sehen. Der größte Teil der Kugeln fällt einfach senkrecht in der Mitte. Nur je eine Kugel gerät ganz nach außen — rechts, beziehungsweise links. Das heißt: alle extremen Möglichkeiten sind verhältnismäßig selten. Der goldene Mittelweg wird am häufigsten betreten —."

Das Bild verblaßte, aber Ilse fühlte sich durch diese Erinnerung seltsam berührt. Sie liebte die Mathematik. Sie liebte all die Sätze und Formeln, nach denen sich die Möglichkeiten und Chancen des Lebens bestimmen und berechnen ließen — freilich nur von dem, der die Gesetze der Logik beherrschte. Ein lächelnder Hochmut trat in ihr Gesicht. Und sie wiederholte halblaut vor sich hin noch einmal den Satz? „Die extremen Möglichkeiten sind äußerst selten."

*

Zu Hause goß sie sich ihren Tee auf und hockte sich dann mit ihrer dampfenden Tasse auf die Couch, umgeben von unausgefüllten und ausgefüllten Tototipzetteln, Sport- und Totozeitungen, Tabellen über Gewinn und Verlust der einzelnen Spiele aller Fußballvereine, und begann, sysematisch und sorgfältig, Tipzettel auszufüllen.

Wie behext war sie von der Spielsucht, dabei besaß sie die kühle und entschlossene Leidenschaft eines Verstandes, der mit Logik und rücksichtslosem Einsatz sein Spiel zu bestimmen glaubt, der jeden Rückschlag als Rechenfehler, nur als Lücke im Netz der Berechnungen betrachtet und jeden Gewinn mit einer an Vermessenheit grenzenden Selbstverständlichkeit empfängt.

Ilse wollte nicht reich werden. Sie wollte nichts, als das Spiel gewinnen, und nach jedem Gewinn wartete sie mit wachsender Ungeduld auf die nächste Möglichkeit, ihre Spielfähigkeit wieder bestätigt zu sehen.

Schon ihre Flucht im Jahre 1947 aus der Ostzone, wo sie Vater und Bruder zurückließ, war ein Spiel mit dem höchsten Einsatz, ihrer persönlichen Freiheit. Sie hatte es gewonnen.

Und als sie im September 1953 zum erstenmal in ihrem Leben Tototipzettel ausfüllte, war die Art und Weise bezeichnend für sie. Ilse Jungnickel wagte sofort 500 DM als Einsatz. Sie gewann, und dieser Gewinn schien ihr eine Bestätigung ihres Systems zu sein.

Am nächsten Sonntag steigerte sie ihren Einsatz auf 900 DM. Sie gewann ungefähr 10 000 DM.

Die Erzbergbau-A.G. hatte damals ihren Sitz noch in Siegen. Dem Totostelleninhaber Herbert Böcher fiel die bescheidene Frau, deren Alter schwer zu schätzen war, durch ihre hohen Einzahlungen bald auf. In dieser Zeit wurden die sogenannten Systemwetten eingeführt, die eine lockende Variation der einfachen Tipmöglichkeiten mit den geringeren Gewinnchancen darstellten. Böcher, der annahm, daß Fräulein Jungnickel eine Tipgemeinschaft vertrat, machte sie mit der Technik des Systemwettens vertraut.

Diese verführerische Neuerung vereinfachte das Ausfüllen der Totozettel (für einen Einsatz von 1000 DM hätte Ilse normalerweise 27 500 Zahlen schreiben müssen) und erlaubte ihr, die Einsätze noch zu steigern. Wieder war es eine logische Binsenwahrheit, die sie tiefer in das Verhängnis zog: Je höher der Einsatz, desto höher der Gewinn. Ilse folgte ohne Bedenken und ohne Hemmungen diesem Grundsatz, und die Praxis gab ihr recht. Am 24. Januar 1954 gewann sie im ersten Rang 22 000 DM. Zu dieser Summe kamen noch weitere Gewinne im zweiten und im dritten Rang.

Am 14. Februar 1954 setzte Ilse die bisher höchste Summe: 14 580 DM. Der Sonntag hatte auf dem Tipschein interessante Paarungen aufgewiesen und schien glänzende Gewinnchancen zu bieten. Aber Ilse verlor über 10 000 DM. Noch etwa 8000 DM besaß sie. Doch der Schock war so stark, daß sie beschloß, mit dem Spielen aufzuhören und in Urlaub zu fahren.

Dieser Urlaub in Pontresina, 1800 Meter hoch, dem eleganten Wintersportplatz im

Engadin am Fuß der Bernina-Gruppe, war der einzige Luxus, den die äußerlich unscheinbare und bescheidene Frau sich leistete, die an jedem Wochenende mit phantastischen Summen manipulierte. Der Urlaub — und eine Musiktruhe, aus deren Lautsprecher die Stimme des Sportnachrichtensprechers sanft und klangvoll zugleich ertönte. Voll Ungeduld wartete sie jedesmal auf das erste Wort dieser Stimme. Mit Herzklopfen verfolgte sie die Voraussagen, die Nachrichten, die Ergebnisse. Diese Stimme, losgelöst von der Person des Sprechers, körperlos, schmeichelnd in der tiefer oder heller einzustellenden Klanghöhe, war ihr Gefährte, ihr Richter, ihr Trost.

Es war für sie die Stimme des Schicksals.

Als Ilse Jungnickel aus der Schweiz zurückkam, unbeeindruckt von der Erhabenheit der Landschaft, unbeeindruckt vom Anblick des in Reichtum und Lebensgenuß übersetzten Geldes, war sie immer noch fest entschlossen, nie mehr zu tippen. Sie meinte, diesem Entschluß dadurch nicht zu widersprechen, daß sie nach ihrem Standardtipsystem jeden Sonntag „nur theoretisch" wettete. — Sie stellte dabei fest, daß sie hoch gewonnen hätte.

Doch als sie im August 1954 — nach sechs Monaten eisern geübter Beherrschung — tatsächlich wieder spielte, verlor sie den ganzen Rest ihres Geldes. Sie war nicht im geringsten verzweifelt. Sie nahm diesen Verlust als Warnung hin und erneuerte ihren Entschluß, keinen Totozettel mehr zu berühren. Aber die Kraft ihres Willens hatte auf geheimnisvolle Weise einen Stoß erlitten. Ilse durchlitt in den Herbstmonaten des Jahres 1954 alle Qualen der Unsicherheit und der Versuchung, des verzweifelten Sieges und der dumpfen Niederlage.

Und sie wußte nicht, daß die Einsamkeit ihr großer Feind und Versucher war.

*

Ihr Masseur war es, der ahnungslos den letzten Widerstand brach. „Der 21. November, Fräulein Jungnickel, das wird mal vielleicht wieder ein Tag für uns! In meinem Horoskop stand's auch: ausgesprochene Chancen für Totofreunde! Das gibt todsicher wieder hohe Quoten! Na ja, wir werden's ja sehen."



Woche für Woche *zahlte Ilse in der Totoannahmestelle Böcher ihre Wetten ein. 500 DM hoch war der erste Einsatz, ehe sie wagte, über 14000 DM der höchste. Ilse gönnte sich selbst nichts, alle Gewinne trug sie wieder hierher*



Wegen erwiesener Unschuld *freigesprochen wurde Herbert Böcher, Inhaber von Ilses Totostelle. 268000 DM Totoeinsätze hat sie in gut 2 Jahren bei ihm eingezahlt. Als sie nach Düsseldorf zog, kam Böcher jede Woche, Ilses Einsätze zu holen*

Ilse Jungnickel wollte das Datum vergessen; der 21. November 1954.

In der Nacht träumte sie von Zahlen, träumte von einem Glücksrad, das schnarrend das Datum anzeigte: 21-11-54. Sie erwachte schweißgebadet, machte sich einen Tee, aber als sie einschlief, träumte sie abermals von Zahlen, von einem Gewinn in einer Höhe, wie sie ihn noch niemals gemacht hatte.

Als sie am nächsten Morgen, dem 19. November, pünktlich wie immer ihr Haus verließ, stand ihr Tun unter dem Schatten dieses Traumes, an dessen Erfüllung sie mit manischer Besessenheit glaubte. Sie blieb etwas länger im Büro. Das fiel nicht auf, denn die pflichttreue Angestellte, deren Arbeit und Redlichkeit von ihrem Chef und von ihren Kollegen gleichermaßen geschätzt wurden, machte häufig Überstunden. Und jeder Angestellte der Erzbergbau A.G. würde amüsiert gelacht haben, wenn man ihm gesagt hätte: „Am Freitag, dem 19. November, hat Ilse Jungnickel 5400 DM aus der Kasse entwendet."

*

Der Samstag und der Sonntag vergingen Ilse wie im Fluge. Sie wagte das Radio erst im letzten Moment, zur endgültigen und vollständigen Durchsage der Totoergebnisse, anzustellen. Volltönend und verbindlich wie immer teilte ihr die sonore Stimme aus der Musiktruhe das Urteil mit: Sie hatte den gesamten Einsatz verloren.

*

In der Nacht dieses Novembersonntags lernte Ilse Jungnickel die wütende ohnmächtige Verzweiflung des Spielers kennen, der sich vom Schicksal betrogen glaubt, der unablässig Berechnungen anstellt und Zahlenreihen überprüft, um seinen vermeintlichen Fehler zu finden.

Bisher hatte Ilse gespielt, weil das Spiel



Von der Pike auf *in 44 Jahren emporgedient bei der gleichen Firma hat sich der Handlungsbevollmächtigte Heinrich Kuhlmann. Der Siebenundfünfzigjährige ahnte nichts von den Unterschlagungen seiner Geliebten, die von ihm ein Kind bekam*

sie reizte, weil sie das Glück beherrschen wollte. Jetzt spielte sie, weil sie gewinnen mußte, weil da die Lücke in ihrer Kasse war. Um diese Lücke wieder füllen zu können, war sie gezwungen, sie erst einmal zu vergrößern. Sie tat es ohne Gewissensbisse, denn es konnte sich doch nur um die paar Tage bis zum nächsten Sonntag handeln, bis zu ihrem nächsten sicheren Gewinn. Aber das Glück hatte sie verlassen. Jeder Sonntag brachte Ilse einen neuen Verlust, der ihre Schuld vergrößerte. Sie fälschte Belege und Unterlagen und verstrickte sich tiefer in die ausweglose Situation.

Ihr einziger Rückhalt war ihr hervorragender Ruf. „Die Jungnickel ist treu wie Gold", hieß es in der Firma. „Die Jungnickel" spielte mit Gelassenheit und Verzweiflung die Rolle der Unfehlbaren weiter.

Sie spielte diese Rolle auch vor Heinrich Kuhlmann, der ihr mehr als allen anderen Angestellten der Firma vertraute — so sehr, daß er es nicht mehr für nötig hielt, ihre Kasseneintragungen mit den Belegen zu vergleichen. Seit dem Herbst 1954 hatte er keine Stichproben mehr gemacht, und Ilse war bereits so sicher geworden, daß sie sich gar nicht mehr die Mühe gab, die Belege und Unterlagen zu fälschen. Sie schrieb nur die Zahlen ins Kassenbuch und vertraute darauf, daß Kuhlmann sie einfach abhakte.

*

An einem der letzten Märztage 1955 trug Kuhlmann die Aktentasche mit den Kassenbüchern die zwei Treppen zu Ilses Neubauwohnung hinauf. Sie folgte ihm schweigend, schloß schweigend die Wohnungstür auf und ließ ihn eintreten. Er nahm den Hut ab, schaute sich, im voraus schon zu Lob und Bewunderung entschlossen, in der schmalen Garderobe um: „Sie haben es aber nett, Fräulein Ilse!"

„Ja, nicht wahr?" sagte sie. „Legen Sie doch bitte ab und setzen Sie sich schon hinein. Ich komme gleich nach."

Er trat in das Wohn-Schlaf-Zimmer, das von einer Stehlampe mit freundlichem gelbem Licht erfüllt war. Vor der Couch ein niedriger Tisch mit Kreuzstichdecke, behagliche Sessel, eine große Musiktruhe, ein Bücherbord — na ja, die Jungnickel war ja auch eine tüchtige Person. Aber von 430 DM Gehalt sich so eine nette Wohnung einzurichten — allerhand! Düsseldorf war schließlich keine billige Stadt.

Er seufzte und ließ sich in einen der Sessel fallen. Als Ilse mit einem Tablett mit den Teesachen aus der kleinen Küche kam, stand er auf und half ihr galant, den Tisch zu decken.

Sie paßt gut in so eine helle, ruhige Wohnung, dachte er, und seine Augen blickten über sie, als ob sie sich in den wenigen Augenblicken verändert hätte. „Ein heißer Schluck Tee ist bei diesem Matschwetter nicht zu verachten", sagte er befangen.

Sie saß auf der Couch und rührte mit gesenktem Gesicht in ihrer Tasse. „Ja", sagte sie einsilbig. Dann holte sie die Aktentasche, schob die Tassen und die Kanne etwas beiseite und schlug wortlos die Seite auf, bei der Kuhlmann mit seiner Überprüfung zu beginnen hatte.

„Ich setze mich besser neben Sie", murmelte er, „dann können wir beide etwas sehen —"

Schweigend rutschte Ilse etwas zur Seite und trank ihren Tee in kleinen Schlucken, während Kuhlmanns Bleistift die Zahlen entlangglitt und zarte, kleine Häkchen malte. Endlich klappte er das Buch mit all den unentdeckten Fälschungen zu und wandte sich halb der Frau zu.

Er saß so nahe neben ihr, daß sein Bein das ihre berührte. Sie schien ihm in der letzten Zeit irgendwie verändert, aber die unbestimmte Erregung, die Gespanntheit ihres Wesens reizten und verwirrten ihn.

Sie stellte die leere Tasse ruhig auf den Tisch und fragte mit ihrer beherrschten Stimme: „In Ordnung?"

Er blickte sie an: braune Haare, zum Knoten verschlungen, ein verschlossenes Gesicht mit etwas zusammengekniffenen Augen, ein Mund, der nicht geschminkt war. Seine Augen verweilten auf den Lippen, und er sagte langsam: „Ja, selbstverständlich." Und dann, nach einem kurzen Zögern, sprach er ihren Namen aus, fragend und bittend zugleich: „Ilse?"

„Ja, was ist?" sagte sie, aber sie wußte die Antwort. Sie ließ es geschehen, daß er sie an sich zog, und sie legte den Kopf an seine Schulter und schloß die Augen. Langsam, mit einer Zartheit, die sie ihm

nicht zugetraut hätte, streichelte er ihre Arme und ihren Hals, und plötzlich empfand sie die tiefe und vollkommene Erleichterung, sich in einer Umarmung, in der starken Nähe eines Menschen aus der Zeit und aus der Lüge zu retten.

Sie brach in ein hysterisches Schluchzen aus, und er küßte bestürzt ihre tränenfeuchten Wangen und flüsterte: „Es ist doch nicht so schlimm, Liebling, es ist doch nicht so schlimm."

*

Die Frühlingsmonate des Jahres 1955 ließen die Zeit noch einmal stillstehen, bannten das Verhängnis.

Die Tage waren weder belastet von Vergangenheit noch von Zukunft. Sie erlaubten es Ilse, sich in das Trugbild einer gefahrlosen, geschützten und ewigen Gegenwart zu versenken. Sie mochte Heinrich Kuhlmann gern, aber sie liebte ihn nicht. Sie wollte ihn nicht heiraten, aber er war der einzige Mensch, der sie von ihrer schuldbeladenen Einsamkeit, von dem dumpfen Bewußtsein der Verlorenheit erlösen konnte. In seiner Gegenwart löste sich die Starrheit ihres Wesens, mit der sie die Nervenspannung des Spiels zu ertragen gelernt hatte. In seinen Armen war sie behütet — eine Frau, die geliebt und begehrt wird. Im Herzen dieses Mannes lebte das Bild jener Ilse Jungnickel, die sie seit zwei Jahren nicht mehr war, und in die sie sich wieder zurückzuverwandeln sehnte. Freilich: sie mußte erst wieder im Toto gewinnen . . .

Im Juni zerriß der freundliche Schleier der Idylle. Ilse stellte fest, daß sie schwanger war, und die ganze Verzweiflung brach mit doppelter Macht über sie herein. Die wilde Entschlossenheit, das Glück des Spiels zwingen zu können und alle Schulden abzudecken, wurde zur fixen Idee. Ilse verlor den Rest ihrer Überlegtheit. Ihre Schulden wuchsen von Sonntag zu Sonntag.

Der zweite Stoß gegen das mühsam errichtete Gebäude einer Scheinsicherheit war die bevorstehende Kassenprüfung durch einen betriebsfremden Revisor, die jedes Jahr einmal stattfand. Ilse hatte in ihrer Kasse ein Defizit, das selbst für eine Abteilung, in der monatlich Geldbewegungen in einer Höhe von Hunderttausenden stattfanden, beträchtlich war.

Mit dem Rest ihrer Kaltblütigkeit und mit eiserner Selbstdisziplin wählte sie den schlechtesten Ausweg, der ihr blieb.

Sie nahm sich das ganze Wochenende — es war der dritte Sonntag im August — dazu Zeit, für den nächsten Wettag ein Spiel mit so hohem Einsatz zu berechnen, daß ihrer Ansicht nach einen Gewinn erwarten lassen konnte, der ein für allemal zur Tilgung der Schulden ausreichte. Sie addierte den notwendigen Einsatz und dazu ihre bisher gemachten Schulden und stellte fest, daß es zusammen ungefähr 133 000 DM waren.

Am Montag ging Ilse Jungnickel mit ruhiger Hand daran, einen Kassenbeleg in Höhe von 198,15 DM auszustellen. Dann fälschte sie die Unterschrift des Prokuristen Josef Lotmiller.

Sie wählte auf dem Hausapparat eine Nummer, wartete einen Augenblick, fragte dann: „Hier Jungnickel. Ist der Herr Direktor gerade frei? Gut. Dann komme ich gleich mal rüber. Nein — nur was zum Unterschreiben."

Sie stellte erstaunt fest, daß sie nicht im geringsten aufgeregt war. Kein Herzklopfen, nichts, trotz ihres Zustandes. Sie klopfte an die Tür mit dem kleinen Schild: Kaufmännischer Direktor und trat auf das laute „Ja, herein!" hinein.

„Ach so, Fräulein Jungnickel!" sagte der ältere Herr. „Was gibt's denn?"

Sie lächelte und legte ihm den Kassenbeleg auf den Schreibtisch. „Ich brauche Ihre Unterschrift", sagte sie freundlich.

„So, so — 198 Mark Umzugskosten für die Übersiedlung der Angestellten von Siegen nach Düsseldorf", las er laut. „Na, das war ja ein teurer Spaß für uns, was, Fräulein Jungnickel? Die Rechnungen dafür reißen nie ab. 198 Mark. Hätten sie auch gleich 200 sagen können, wie?" Er lachte über seinen Witz, griff zum Telefonhörer und fuhr grämlich fort: „Das ist wirklich alles viel zuviel Geld! Ich denke nicht daran, das zu unterschreiben. Was hat denn der Lotmiller für eine Nummer?"

Erstaunt blickte er auf, weil keine Antwort kam. Aber gleich darauf hatte sich Ilse in einer unmenschlichen Anstrengung soweit gefaßt, daß sie die Nummer murmeln konnte. Sie war zu keinem Entschluß fähig. Sie wußte: jetzt ist es aus.

„Wie?" hörte sie, fast ohnmächtig vor Entsetzen den Direktor fragen. „Nicht da? Wann kommt er denn wieder? Ach so, ja, richtig, die Tagung in Essen!" Er legte den Hörer wieder auf und sagte: „Na, dann wollen wir mal den Friedrich Wilhelm druntersetzen. Sie brauchen den Wisch wohl für Ihre Revision, was?"

Ilse nickte stumm. Kopfschüttelnd blickte er ihr nach, wie sie mit sonderbar steifen Schritten aus dem Zimmer wankte.

In ihrem Büro hockte sie fast eine halbe Stunde zusammengesunken und regungslos am Schreibtisch. Dann kämmte sie sich sorgfältig, trank ein Glas Wasser und malte mit ruhiger Hand vor die Zahl 198,15 noch drei Zahlen, so daß jetzt 133 198,15 DM dort steht.

Damit hatte sie Ordnung in ihre Papiere gebracht.

*

Der Sonntag war ein Triumph für Ilse. Sie gewann in allen drei Rängen zusammen über 145 000 DM.

Als Herr Böcher, der immer aus Siegen herübergefahren kam, um die gute Kundin, die fünfzig Prozent seines Umsatzes trug, nicht zu verlieren, ihr gratulieren wollte, fand er sie ruhig, gelassen. Sie nahm Gewinn und Geld als selbstverständlich hin.

Kuhlmann, der nicht ahnte, welche Bedeutung dieser Tag für Ilse hat, fragte, ob er sie abends besuchen dürfe. Sie lehnte es ab und sagte: „Ich will allein sein." Zu Hause kauerte sie sich in den Sessel am Radio, lauschte der Stimme, die sanft und klangvoll die Sportnachrichten durchsagte. Ilse lehnte sich zurück, die Stimme rauschte wie Musik an ihren Ohren vorbei.

In dem schrecklichen Augenblick neben dem Direktor hatte sie sich geschworen, nie in ihrem ganzen Leben wieder zu spielen, wenn jener entscheidende Gewinn alle Schuld und Gewissenslast von ihr genommen hätte. Das Geld war bereits von der Bank geholt worden, sie hatte es in ihre Handtasche gesteckt, hatte die Tasche so fest geschlossen, als könne das Geld ihr wieder entfliehen.

Und dann — sie wollte eigentlich schon schlafen gehen — denkt sie: nur so — nur zum Spaß mal hören, was das Radio sagt —, und nun rechnet sie, lautlos bewegen sich ihre Lippen. Ihr Herz klopft wie rasend. Ist es nicht leicht, den Gewinn zu verdoppeln? Man muß ja einen so hohen Einsatz wagen — nur verdoppeln — sie sieht ein kleines weißes Haus am Hang. Eine Ziege müßte vielleicht da sein. Und Hühner. Ihr Sohn — es wird sicher ein Bub — kreischt vor Vergnügen über den Löwenzahnsamen, der, leicht wie ein Traum, über die Wiese schwebt.

„Nein!" schreit sie fassungslos, „ich will nicht! Ich darf nicht! Es ist nicht mehr mein Geld!"

Ihre Gedanken rechnen jedoch von allein weiter. Ihre Lippen sprechen von allein Zahlen aus. Und dann spricht sie zu sich selbst mit entschlossener Stimme: „Ich bin in der Glückssträhne. Ich habe ja gesehen, daß meine Rechnung stimmt. Es wäre ja gelacht, wenn es das nächste Mal nicht wieder klappt."

Sie dreht das Radio aus, jäh verstummt die vertraute Stimme. Das Zimmer ist leer und tot wie eine Gruft. Gleichgültigkeit und Empfindungslosigkeit schließen sich wieder wie ein Panzer um ihre Seele. Sie vergißt, daß sie Verpflichtungen hat, gegenüber der Firma, gegen Kuhlmann, gegen das ungeborene Kind. Sie wird fortgerissen von der Sucht, zu spielen, nur zu spielen, das Glück herauszufordern, zu triumphieren!

Ihr Antlitz wird hart, ist wie behext. Recht, Unrecht, Diebstahl, Betrug, Frevel, Leichtsinn, Fälschung — was weiß sie davon? In dieser Nacht geht die große Chance an ihr vorbei, die ihr das Schicksal bietet. Ihr Verhängnis ist besiegelt.

Sie erhebt sich, etwas mühsam schon, holt einen Block Papier und ihre Unterlagen und beginnt zu rechnen.

*

Im September verliert Ilse in drei Spielen die gesamten 145 000 DM. Im Oktober entnimmt sie ihrer Kasse noch einmal 3000 DM.

Am 30. Oktober wettet sie mit einem Einsatz von 2916 DM und gewinnt gegen 30 000 DM.

Am 31. Oktober wird Ilse Jungnickel verhaftet.

Am 16. Februar 1956 bringt sie einen Knaben zur Welt.

Ende März findet die Verhandlung statt. Kuhlmann, in dem man einen Komplicen vermutet, und Böcher, den man der Hehlerschaft bezichtigt, werden wegen erwiesener Unschuld freigesprochen. Ilse Jungnickel wird zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Die Untersuchungshaft wird angerechnet. Mit dem letzten Totogewinn und ihrer Wohnungseinrichtung kann sie ihre Veruntreuungen um rund 40 000 DM verringern.

Sibyll Hornegg

ANASTASIA

(FORTSETZUNG VON SEITE 18)

men zusammengekammen — —" Er kramte in seiner Racktasche, er fingerte einen Zettel hervar. „Da ist auch eine Franziska Schanzkawski drauf. Gebaren am 16. 12. 1896 in Barawielass, Kreis Karthaus. Und da steht, daß sie zuletzt Neue Hachstraße gewahnt hat — bei Wingender. Da tauchen Sie auf! Da sitzen Sie plötzlich hier und sagen mir, daß Sie Wingender heißen. Wingender, denke ich, Wingender — und schan ist der Graschen getallen. Hären Sie zu! Überlegen Sie nach mal ganz genau! Reden Sie mir nichts ein und reden Sie sich auch selbst nichts ein! Denken Sie nach mal ganz genau nach! Sind Sie ganz sicher? Sind Sie felsenfest überzeugt, daß es die Schanzkawski ist?"

Sie mußte lachen, wie aufgeregt er war.

„Keine Angst", nickte sie, „ganz sicher! In der Zeitung waren die Fatas. Unter den Fatas stand, daß die abgebildete Frau Anastasia sein sall, und die Frau, die auf den Fatas war, ist ganz sicher Franziska Schanzkawski. Da leiste ich jeden Eid drauf, verstehen Sie? Da bringt mich nichts van ab."

„Gut! Ich werde Sie jetzt in die Mangel nehmen. Ich werde Sie ausquetschen. Regen Sie sich nicht auf, wenn ich Sie mit meinen Fragen aufs Glatteis führen will. Die Sache muß hieb- und stichfest sein. Vergessen Sie nicht, daß die van der Gegenseite sich wie die Geier auf uns stürzen werden. Alsa las! Sall ich fragen, ader wallen Sie erzählen? Ich werde lieber fragen — — Die Schanzkawski, sie war bei Ihnen als Untermieterin?"

„Ja — das heißt, nicht direkt bei mir. Sie war Untermieterin bei meiner Mutter. Die Wahnung in der Neuen Hachstraße gehört meiner Mutter."

„Aber Sie wahnen auch da? Ich meine, Sie selbst kennen auch die Schanzkawski?"

„Ja, ich wahne da. Ich habe mich sagar mit der Schanzkawski geduzt."

„Wann haben Sie sie zuletzt gesehen?"

„Das kann ich Ihnen genau sagen. Das war Mitte Februar 1920. Direkt an dem Tag, an dem sie verschwunden ist, habe ich sie nicht gesehen. Da hat sie meine Mutter weggehen sehen. Meine Mutter weiß es nach ganz genau. Das war mittags, kurz var zwölf. Meine Mutter hat es mir erzählt."

„Kurz var zwölf? Wie wallen Sie das nach sa genau wissen? Das ist jetzt sieben Jahre her — —"

„Natürlich weiß ich es genau! Einfach deshalb, weil die Franziska schan die ganzen Tage varher immer mittags wegging. Das war ein bißchen kamisch. Sie benahm sich ganz seltsam. Sie hackte in ihrem Zimmer. Um zwälf kam sie dann hervar und ging weg, und nach zehn Minuten ader einer Viertelstunde kam sie wieder."

„Wiesa war das seltsam?"

„Na, sie tat sa geheimnisvall. Sie gab immer ein bißchen an. Sie sagte nicht, wa sie hinging. Wir dachten, sie trifft sich mit einem Freund ader sa und macht mehr davan her, als dran ist."

„Haben Sie sie danach gefragt?"

„Meine Mutter hat mal gefragt."

„Und die Antwart?"

„Ich sag' ja, Franziska tat geheimnisvall. Sie sagte, sie känne jetzt nach nicht darüber sprechen. Ich weiß nach, sie sagte wärtlich zu meiner Mutter: ‚Wenn ich Ihnen alles sagen würde, würden Sie mich nur auslachen.'"

„Gut. Schän. Ihnen fiel alsa ein ungewähnliches Benehmen auf. Sie sagen, an dem Tag, an dem sie verschwand, waren Sie selbst nicht anwesend. An welchem Tag war das?"

„Am 15. Februar."

Knapf nagte an seiner Unterlippe. Er blickte auf den Zettel, den er nach immer in der Hand hielt. Er setzte sich wieder.

„Da ist ein Haken", sagte er langsam.

„Wiesa?" fragte das Mädchen.

„Hier — der Auszug aus der palizeilichen Abmeldung. Die Schanzkawski wurde am 9. März 1920 abgemeldet. Unbekannt verzagen, steht da."

„Wir haben sie erst im März abgemeldet, weil wir dachten, sie kammt wieder."

„Wer hat sie abgemeldet, Sie ader Ihre Mutter?"

„Ich."

Knopf lehnte sich zurück. „Also Sie", sagte er gedehnt. „Sie haben mir eben gesagt, die Schanzkowski sei am 15. Februar verschwunden. Wieso steht in der Abmeldung, daß sie bereits am 15. Januar gegangen ist? Das steht hier schwarz auf weiß. Das ist ein bißchen komisch. Finden Sie nicht?"

„Gar nicht ist das komisch", parierte Doris Wingender heftig. „Das ist ein Versehen. Ich habe mich im Datum geirrt. Weiter ist da gar nichts. Ich bin im März aufs Polizeirevier gegangen, und da mußte ich das Formular ausfüllen. Ich habe aus Versehen 15. Januar statt 15. Februar geschrieben. Möchte wissen, was da komisch ist."

„Sie haben das Datum verwechselt — —" Er strich sich übers Kinn. „Ganz kurz, nachdem die Schanzkowski verschwunden war, da haben Sie das Datum verwechselt. Und jetzt, nach so langer Zeit, wissen Sie das Datum wieder ganz genau! Sogar, daß es mittags zwölf Uhr war, wissen Sie — —"

„Wollen Sie sagen, daß ich Ihnen was vormache? Wenn Sie mir nicht glauben, lassen Sie es doch bleiben!" Sie sah ihn ärgerlich an. „Wenn Sie mir was einreden wollen, sind Sie schief gewickelt."

„Ich sage Ihnen doch, Sie sollen sich nicht aufregen", antwortete er ruhig. „Das ist ein schwacher Punkt an der Geschichte. Wir müssen nun mal mit der Gegenseite rechnen. Ich will Ihnen gar nichts einreden. Sie müssen es so sehen: Sie bringen mir die Lösung des Falles. Meine Aufgabe ist es, daß diese Lösung ganz klar wird. Die Gegenseite wird sagen, da kommt dieses Fräulein Wingender, und ihr fällt plötzlich noch sieben Jahren ein, daß ihr damals ein Irrtum passiert ist — —"

„Das fällt mir gar nicht plötzlich noch sieben Jahren ein", widersprach das Mädchen. „Das habe ich damals gleich gemerkt. Damals gab es doch noch Brotkarten. Ich mußte die Franziska auch bei der Brotkommission abmelden — die polizeiliche Abmeldung mußte ich dort vorlegen. Die Beamtin bei der Brotkommission ist gleich über mich hergefallen, wieso ich erst im März komme, wenn die Franziska schon seit Januar weg ist. Die hat nach gedacht, ich hätte eine Weile Franziskas Brotkarte mitbenutzen wollen. Da habe ich den Irrtum gleich richtig gestellt. Ich habe gesagt, daß ich mich bloß verschrieben habe."

„Gut, das ist eine Erklärung. Warum sind Sie nicht noch mal zum Revier gegangen und haben auch dort die Eintragung ändern lassen?"

„Wenn ich gewußt hätte, wie wichtig das mal alles wird, hätte ich es natürlich getan. Versetzen Sie sich doch in meine Situation. Die Franziska verschwindet einfach, ohne ein Wort zu sagen. Ich habe die Rennereien mit den Behörden. Auf dem Polizeirevier war es vorher schon voll gewesen. Bei der Brotkommission habe ich auch anstehen müssen. Hätten Sie Lust gehabt, noch einmal zum Revier zu wandern? Bitte! Ich sage ja, wer konnte schon ahnen, daß es mal wichtig wird."

„Die Franziska ist verschwunden", bohrte Knopf weiter, „einfach auf und davon. Es fällt Ihnen auf, daß sie sich schon tagelang seltsam benimmt. Dann ist sie eines Tages weg. Gut — nehmen wir also an, daß sie am 15. Februar verschwunden ist. Trotzdem — erst am 9. März haben Sie sie abgemeldet. Drei Wochen lang war gar nichts! Da haben Sie gar nichts unternommen. Ich meine, Sie hätten sich doch sagen müssen, daß ihr vielleicht etwas passiert ist. Sie hätten doch — —"

„Sie können wirklich über einen herfallen", sagte das Mädchen ungehalten. „Natürlich haben wir uns gesagt, daß da was passiert sein muß. Ich bin gleich noch paar Tagen auf die Polizei gegangen und habe gesagt, daß sie verschwunden ist — —"

„Sie behaupten also, eine Vermißtenmeldung aufgegeben zu haben?"

„Behaupten — — Gar nichts behaupte ich! Ich h a b e eine Vermißtenmeldung aufgegeben!"

„Wie erklären Sie es sich, daß der Name Schanzkowski nicht in den Listen der Nachrichtensammelstelle für Vermißte aufgetaucht ist? Sie sagen, am 15. ist sie verschwunden. Am 17. wurde unser Mädchen aus dem Landwehrkanal gefischt. Sie gab keinen Namen an. Die Polizei setzte alle Hebel in Bewegung, sie forschte nach einer Vermißten, mit der die Gerettete identisch sein könnte. Es gab keine solche Vermißte. Sie aber behaupten, Sie hätten es gemeldet! Wie paßt das zusammen?"

„Weiß ich? Vielleicht ist das eine Erklärung: die auf dem Revier, denen ich es gesagt habe, waren reichlich lahm. Sie haben gesagt, da wäre gar kein Grund zur Aufregung. Wir sollten erst mal abwarten. Sie haben gesagt, sie kennen das schon. Meistens seien solche Mädchen mit einem Mann losgegangen. Sie kämen nach ein paar Tagen schon wieder. Deswegen würden Sie nicht den ganzen Apparat in Bewegung setzen. Die mußten es ja wissen! Ich hatte es gemeldet. Das andere ging mich nichts mehr an. Ich habe mir dann wirklich keine Gedanken weiter gemacht. Sie war ja manchmal weggegangen, schon früher, ohne was zu sagen — auch für länger. Eines Tages war sie dann immer wieder da. Wir haben gedacht, daß sie sich eben auch diesmal irgendwann wieder meldet."

„Wieso ist sie öfters mal längere Zeit weggewesen?"

Es begann 1915

„Am besten, ich erzähle es im Zusammenhang. Gesehen habe ich die Franziska zum erstenmal — das war Ende 1915. Damals kam sie von Hygendorf nach Berlin. Das ist bei Bütow. Da wohnt, glaub' ich, ihre Mutter. Geschwister hat sie auch — —"

„Wohnen die Angehörigen heute noch dort?"

„Ich weiß nicht — kann sein. Ich glaube, ja."

„Gut — —"

„Franziska zog in das Haus, in dem wir wohnen. Sie hatte ein Untermieterzimmer bei einer Frau. Sie kam oft zu uns in die Wohnung. Dann gefiel's ihr nicht mehr bei der Frau, und sie fragte meine Mutter, ob sie bei uns ein Zimmer haben könnte. So kam sie zu uns."

„Weshalb kam sie überhaupt nach Berlin?"

„Ich nehme an, sie wollte in der Stadt wohnen. Dieses Hygendorf liegt ziemlich hinter dem Mond."

„Sie haben gesagt, damals im Februar hätte sie immer in ihrem Zimmer gesessen, mittags sei sie kurz weggegangen und dann wiedergekommen. Hatte sie keine Arbeit? Sie muß doch von irgendwas gelebt haben?"

„Sie hatte nichts gelernt. Auf ihrem Dorf hat sie, soviel ich weiß, bei Bauern ausgeholfen. In Berlin hat sie sich dann Arbeit gesucht. Sie fing bei der AEG in der Gerichtsstraße an. Warten Sie — ja, das war im Januar 1916. Die AEG war damals ein Rüstungsbetrieb. Sie wurde als Hilfsarbeiterin eingestellt. Lange war sie nicht dort. Sie kam dann in die Irrenanstalt, weil — —"

Knopf fuhr auf. „Irrenanstalt?" fragte er scharf.

„Ja, Irrenanstalt. Sogar in zwei Anstalten war sie."

„Warum wurde sie eingeliefert?"

„Da kam Verschiedenes zusammen. Soviel ich weiß, war sie verlobt. Der Verlobte ist gleich Anfang des Krieges gefallen. Das hat sie wohl schon ziemlich mitgenommen. Vielleicht ist sie deshalb auch von Hygendorf weg nach Berlin. Sie selbst hat nicht davon gesprochen. Ihre Schwester hat mal so etwas erwähnt."

„Sie kennen Ihre Schwester?"

Doris Wingender nickte. „Sie heißt Gertrud. Als die Franziska eine Stellung gefunden hatte, kam auch Gertrud nach Berlin. Ich habe sie kennengelernt. Die beiden bekamen dann ziemlichen Streit miteinander. Franziska glaubte, Gertrud habe sie bei ihrer Mutter angeschwärzt — wegen irgend etwas, ich habe keine Ahnung, worum es sich gehandelt hat. Franziska hat sich jedenfalls mehr aufgeregt, als nötig war. Sie hat einen Nervenzusammenbruch bekommen. Dann kam die Sache bei der AEG. Sie hatten dort mit Munition zu tun. Irgend etwas ist explodiert, gleich neben Franziska. Da war es dann soweit. Getan hat sie sich wohl nichts, aber einen Schock hat sie bekommen. Es kam eben alles zusammen. Der Verlobte gefallen, der Krach mit der Schwester und die Explosion. Sie ist durchgedreht. Sie haben sie in die Anstalt bringen müssen."

„Wohin kam sie?"

„Zuerst in eine Privat-Irrenanstalt. Das hat wohl die Firma bezahlt. Das war in Schöneberg, in der Hauptstraße. Dann kam sie nach Neuruppin. Das waren eben auch so Sachen, wo wir erst nicht wußten, wo sie steckt. Sie kam abends von der Arbeit nicht nach Hause. Wir dachten sonst was. Wir wollten auch nicht gleich bei der AEG nachfragen. Vielleicht hätte sie sonst Ärger gehabt. Später haben wir dann Nachricht bekommen. Ich sag ja, deshalb habe ich mich auch im Februar 1920 nicht aufgeregt, noch dazu, wo die Polizei auch nichts Besonderes daran sah."

„Also Heilanstalten — in Schöneberg und in Neuruppin", murmelte Knopf. Er machte sich Notizen. „Wann war das?"

„Ende August 1916. Franziska kam dann erst 1919 wieder zu uns, ungefähr im Oktober. Sie kam ganz plötzlich. Es war abends, gegen neun. Sie erzählte uns, daß sie eine Stellung in Friederikenhof bei Ber-

lin hat, als Landarbeiterin. Sie brachte uns Obst und Gemüse mit. Es gab ja damals nichts. Sie fuhr dann wieder weg."

„Wann zog sie wieder zu Ihnen?"

„Im November. Im Winter hatten sie keine Beschäftigung für sie auf dem Lande. Sie sagte, daß sie im März wieder in Friederikenhof anfangen kann. Na ja, und dann war sie Mitte Februar plötzlich weg. Zuerst haben wir auch gedacht, daß sie eben schon früher nach Friederikenhof gefahren ist. Grund, sich Kopfzerbrechen zu machen, war wirklich nicht. Jedenfalls denk ich, ich werd verrückt, wie ich jetzt die Fotos in der Zeitung sehe, und daß sie auf einmal eine Großfürstin geworden ist —"

„Auf unsere Kosten."

Knopf lachte. Er schüttelte den Kopf.

„Sie sind ein Teufelsmädchen", sagte er. „Da sucht die Polizei jahrelang herum. Da liegen sich Fürsten und Prinzen in den Haaren. Ich stelle sämtliche Polizeiarchive auf den Kopf. Ich falle den Leuten auf die Nerven. Jetzt servieren Sie mir die Geschichte frei Haus. Ganz bequem im Sitzen! Ohne Anstrengung! Ich habe bei der Sache mehr Glück als Verstand. Unser Engelchen wird aus allen Wolken fallen. Es wird ganz schön bumsen —"

Er sprach hastig. Er strahlte sie dabei an, begeistert von dem, was sie ihm gesagt hatte. Ein hübsches Mädchen, dachte er.

„Wir werden Fotos von Ihnen machen", sagte er, „Doris Wingender, die entscheidende Zeugin! Die Leute sehen viel lieber was Hübsches, als so einen trockenen Knochen wie mich."

Sie lachte. „Von mir aus."

„Wir werden das Ganze noch schriftlich niederlegen. Ein Protokoll muß sein. Mit Notar und allem Drum und Dran. Ich muß sehen — da ist noch einiges zu tun. Eine Menge ist noch zu tun. Ich werde nach Hygendorf fahren. Sagen Sie mal, die Mutter und die Geschwister von der Schanzkowski — die müssen doch auch was unternommen haben. Ich meine, haben die denn nie bei der Polizei nachgefragt? Das ist doch unmöglich, daß die Franziska verschwindet, und die Familie rührt keinen Finger — na schön, sie ist weg, basta! Das gibt's doch nicht."

„Sie müssen sich schon selber erkundigen", antwortete sie, „dazu kann ich nichts sagen. Von mir können Sie nichts weiter kriegen. Nur noch paar Sachen —"

„Was für Sachen?" Knopf war schon wieder auf dem Sprung.

„Papiere —? Wir haben ihr Arbeitsbuch, dann die Invalidenkarte, die polizeiliche Anmeldung und eine Ansichtskarte von der Zarenfamilie."

„Eine, was?" schrie Knopf.

„Na, so ein Foto. Man kann es als Postkarte verwenden. Vorn war der Zar drauf und die Zarin und die Kinder. Das lag bei ihr im Nachttischkasten —"

Knopf hielt es nicht mehr im Sessel aus. Er lief auf und ab.

„Das hätte sie nicht im Nachttisch liegenlassen sollen", murmelte er. „Das hätte sie wirklich nicht tun sollen. Das sind so die kleinen Fehler. Unser kluges Kind — sie vergißt, gründlich aufzuräumen. Überlegen Sie noch mal! Hat sie damals schon ein besonderes Interesse an Dingen gezeigt, die mit dem Zaren zusammenhängen? Waren da noch mehr Bilder? Hat sie irgend etwas gesagt?"

Doris Wingender schüttelte den Kopf. „Nein. Eigentlich nicht."

„Hat sie viel gelesen? Hat sie Bücher gelesen, ich meine Bücher, in denen sie sich über die europäischen Fürstenhäuser informiert haben könnte?"

„Wenn sie mal gelesen hat, dann waren das Schundromane, Hefte und solche Sachen. Die hat sie verschlungen. Sie ist gern ins Kino gegangen. Sie hat geweint, wenn es traurige Liebesgeschichten waren. Sie war schon recht primitiv. Später hat sie dann sehr auf vornehm gemacht, ganz etepetete, mit manikürten Fingernägeln und so." Doris Wingender lachte: „Sie war recht komisch in diesen drei Tagen."

Knopf blieb stehen, als habe ihn der Schlag getroffen. Er starrte das Mädchen an.

„Was für drei Tage?" fragte er heiser.

„Ja, das habe ich vergessen. Sie kam noch einmal zu uns. Das war 1922 —"

„Im August 1922?" stieß Knopf hervor. „Drei Tage im August 1922. Am 12., 13. und 14. August! Reden Sie doch! War es an diesen Tagen?"

„Wissen Sie was davon?" fragte das Mädchen gespannt.

„Antworten Sie erst!"

„Das Datum kann ich Ihnen so auf Anhieb nicht sagen. Es war jedenfalls im Sommer. Es war an einem Sonnabend, das weiß ich noch. Am Montag war sie wieder weg."

„Am Montag war sie wieder weg", wiederholte Knapf. Es war, als sei er nicht bei der Sache. Seine Gedanken arbeiteten.

„Sie hat uns eine lange Geschichte erzählt", sagte das Mädchen. „Alles durcheinander. Sie hat was erzählt, sie hätte bei einer russischen Familie gewohnt. Alle hätten sie mit Anna angeredet, obwohl sie doch Franziska heißt. Sie sagte, sie hätte jetzt genug von diesen Leuten. Sie wollte keinen mehr sehen. Deshalb wäre sie weggelaufen. Sie war anscheinend immer fürs Weglaufen. Verrückt ist sie ja doch! Sie hat behauptet, man wollte ihr was tun, sie wäre ihres Lebens nicht sicher. Sie hat gesagt, sie müßte sich verstecken. Keiner dürfte sie erkennen. Sie hat gebettelt, ich soll ihr Kleider von mir geben —"

„Was für Kleider?" bellte Knapf.

„Es war ein dunkelblaues Kostüm —"

„Und ein kornblumenblauer Hut mit gelben Blumen", drängte Knopf ungeduldig.

„Sie wissen ja 'ne Menge. Stimmt. Sechs gelbe Blumen waren dran." Sie lachte. „Der Hut war ein bißchen albern —"

„Ja, der Hut war albern", murmelte er. Er starrte sie an. Er schob die Unterlippe vor. „Sie haben dafür andere Sachen bekommen, nicht wahr?"

„Die habe ich noch —"

„Die haben Sie noch!" Knapf holte tief Luft. Er rieb sich mit beiden Händen Stirn und Augen. Er kramte in seinen Taschen nach Zigaretten. Er hielt ihr die Schachtel hin. Sie bediente sich, auch er zündete sich eine Zigarette an. Er stieß den Rauch heftig aus.

„Das ist ein Festessen", grinste er breit. „Das ist ein Festessen mit allen Schikanen. Beschreiben Sie mir die Sachen, die sie zurückgelassen hat. Ich weiß, was kommt."

„Ein kamelhaarfarbener Mantel —"

„Ein kamelhaarfarbener Mantel", wiederholte er genießerisch. „Und ein —?" drängte er.

„Ein lindgrüner Filzhut."

„Ein lindgrüner Filzhut!" strahlte er.

„Ein lilafarbenes Panamakleid", sagte sie und beobachtete ihn neugierig. „Jetzt ist es hellblau, ich habe es umfärben lassen."

„Unterwäsche?" fragte er.

„Eine weiße Damenhose mit Spitze —"

„Mit Spitze", grinste er. „Und mit Monogramm?"

„Ja — A. R."

„A. R. Das heißt Anastasia Romanow! Das heißt alles richtig! Das heißt Anastasia reingefallen! Die Sachen sind Sie los, Sie Wunderkind! Die hole ich mir heute noch ab. Damit wandern wir zum Baron von Kleist. Der wird ein freudiges Wiedersehen feiern."

„Wer ist das?"

„Der hat ihr die Sachen gestiftet. Darüber reden wir später —"

Er ging zum Telefon. Er verlangte die Zentrale. „Ein Blitzgespräch nach Oberstdorf", forderte er ungeduldig, „Sanatorium 'Stillach-Haus'. Den Chefarzt." Er legte auf. Er lächelte das Mädchen an.

„Was halten Sie von einer kleinen Spritztour ins Allgäu? Auf unsere Kosten. Die Berge im März, das ist was Schönes. Unten Frühling, oben Schnee."

„Was soll ich dort?"

„Der Großfürstin einen Schrecken einjagen", grinste er. „Wir werden Sie ihr gegenüberstellen. Das müssen Sie schon mitmachen."

„Schön ist so etwas nicht", antwortete sie zögernd. „Aber natürlich, es muß wohl sein."

„Und ob es sein muß! Hoffentlich ist sie noch dort. Sie ist eine feine Dame. Südzimmer mit Balkon. Da kommen wir nicht mit. Wenn wir Pech haben, ist sie inzwischen noch feiner geworden. Ein Herzog hat sie eingeladen, wenn meine letzte Information zutrifft. Sie weiß, was sich schickt. Vielleicht sitzt sie schon in einem Schloß, mit Zofe, Hofmarschall und Leibwache. Dann fahren wir dorthin. Schloß Seeon soll sehr romantisch sein. Sie lernen auf diese Weise noch einen Herzog kennen. Das ist doch was! Hoffentlich ist der echt —" Er lachte. Er fand, es wäre ein herrlicher Tag.

Das Telefon schrillte.

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)

Wenn Onkel und Tante kommen...

Jochen kann eine Rechenaufgabe nicht begreifen. Der Lehrer versucht, sie ihm anschaulich zu machen.

„Also, Jochen, stell dir einmal vor, deine Mutter hat eine schöne Erdbeertorte gebacken. Nun sollen Vater, Mutter und du jeder ein Stück bekommen. Alle Stücke sollen gleich groß sein. In wie viele Teile muß deine Mutter dann die Torte teilen?" Jochen überlegt lange. Schließlich sagt er: „In drei Teile, Herr Lehrer!"

„Richtig! Nun kommen aber noch der Onkel und die Tante zu Besuch. In wie viele Teile zerschneidet deine Mutter dann die Torte?"

„Gar nicht, Herr Lehrer. Dann wird sie versteckt!"

*

Zwei Krähen fliegen durch die Luft. Da braust ein Düsenjäger über sie hinweg.

„Donnerwetter!" sagt die eine Krähe zur anderen, „hat der's aber eilig!"

„Na, Kunststück", meint die andere Krähe, „hättest du es vielleicht nicht eilig, wenn dein Hintern brennt?"

*

Chef: „Also Fräulein, fangen Sie mal an: Herren Pulke und Sohn, Lumpen en gros..."

Fräulein: „Nein, Herr Müller, so etwas schreibe ich nicht, den Sohn kenne ich, das ist ein feiner Mann!"

*

Klein-Elschen wird von ihrer Mutter gefragt, was sie denn tun würde, wenn sie recht viel Geld hätte. Sagt die Kleine: „Dann kaufe ich mir ein weißes Kleid, weiße Schuhe und einen weißen Hut!"

Mutter: „Und was machst du dann?"

Strahlt Elschen: „Dann mache ich sie dreckig!"

*

Der berühmte Geschichtsschreiber Gibbon war ausnehmend häßlich, seine Backen waren unförmig dick, und zwischen ihnen verschwand ein allzu kleiner Mund und eine winzige Nase. Eines Tages wurde er der Lady Allerton vorgestellt. Die Lady war halbblind und hatte die Gewohnheit, wenn sie einen neuen Menschen kennenlernte, dessen Gesicht zu betasten. Als sie nun über Gibbons Backen fuhr, rief sie entrüstet: „Es ist abscheulich, mit einer blinden Frau solche Späße zu treiben!"

*

Lehrer: „Also, die Sinne vieler Tiere sind schärfer als beim Menschen. Wer sieht z. B. besser als der Mensch?"

Schüler: „Der Adler!" — Lehrer: „Wer hört besser?" —

Schüler: „Die Katze!" — Lehrer: „Wer riecht besser als der Mensch?"

Schüler: „Das Veilchen!"

*

Auf einer stillen, dunklen Straße tritt ein hünenhafter Kerl an einen kleinen, schmächtigen Herrn heran und bittet höflich, aber bestimmt um Uhr und Barschaft. „Ich beschwöre Sie!" fleht der Überfallene, „die Uhr hat ja gar keinen Wert für Sie, ich trage sie ja nur aus Pietät!"

„Na, erlauben Sie mal!" brummt der Lange. „Glauben Sie vielleicht, unsereiner hat keine Pietät?"

*

Fritz hat einen feinen Job gefunden. Er soll mit Hilfe einer Liste und eines Schlüssels die Automaten leeren. Am Ende der Woche trifft ihn auf der Straße der Kassierer: „Na, Mann, Sie sind ja gar nicht zur Abrechnung gekommen, und Ihren Wochenlohn haben Sie sich auch noch nicht abgeholt!"

„Was", schreit Fritz freudig, „Lohn kriege ich auch noch?"

*

„Herr Ober, ich möchte ein Beefsteak, nicht zu hart und nicht zu weich, nicht allzu blutig und nicht zu wenig Kartoffeln, in reiner Butter gebraten, dazu grüne Bohnen, aber jung und ohne Fäden, und einen schwarzen Kaffee, aber heiß, verstanden?"

„Jawohl, mein Herr! Und wie wünschen Sie die Zahnstocher? Rokoko, Empire oder moderne Sachlichkeit?"

Die Sterne lügen nicht...

DIE WOCHE VOM 6. BIS 12. MAI 1956

Neue Vorschläge zur Lösung schwieriger internationaler Fragen werden lebhaft diskutiert. Eine Anregnng, die von Amerika ausgeht, dürfte in allen Lagern mit Beifall aufgenommen werden. Auch Frankreich schaltet sich aktiv ein und gewinnt wieder an Boden. Der große Propagandafeldzug Rußlands geht weiter und bleibt nicht ohne Wirkungen. In verschiedenen Ländern können die sozial benachteiligten Schichten eine weitgehende Berücksichtigung ihrer prinzipiellen Forderungen durchsetzen. Die indnstrielle Produktion erfährt durch nene Handelsabkommen eine merkliche Steigerung. Besonders vom 8./9. V. sind konstruktive Ergebnisse zn erwarten. Die allgemeine Stimmung ist optimistisch.

STEINBOCK

22.—31. Dezember Geborene: Ihre Gefühle sind seltsam schwankend. Sie wissen nicht, für wen Sie sich entscheiden sollen. Ein Abschied am 6./7. V. fällt Ihnen nicht so leicht, wie Sie sich vorgestellt hatten. Am 8./9. V. haben Sie eine neue Begegnung.

1.—9. Januar Geborene: Man erweist Ihnen Gefälligkeiten, mit denen Sie nicht gerechnet haben. Bei Ihren Vorgesetzten sind Sie gut angeschrieben. Am 5./6. V. werden Sie eingeladen, der 9./10. V. trägt einen Gewinn ein.

10.—20. Januar Geborene: Ihre Existenzsorgen, die Sie sich machen, sind übertrieben. Im Vergleich zum letzten Jahr stehen Sie doch schon wesentlich besser da. Am 7./8. V. sind Sie in Verlegenheit, Kredit erhalten Sie am 9./10. V.

WASSERMANN

21.—29. Januar Geborene: Es bieten sich Möglichkeiten, Beziehungen zu aktivieren und zu erweitern. Am 6./7. V. könnte sich daraus eine Verbesserung Ihrer Position ergeben. Man beabsichtigt, Ihnen in den wichtigsten Entscheidungen freie Hand zu geben.

30. Januar bis 8. Februar Geborene: Ihre familiäre Situation belastet Sie. Finanziell müssen Sie sich wahrscheinlich noch eine geraume Zeit weiter nach der Decke strecken. Der Ausgang des 7./8. V. hängt von Ihrer Initiative ab.

9.—18. Februar Geborene: Bald kommt Ihr Prozeß in das entscheidende Stadium. Seien Sie darauf gefaßt, daß es dabei hart auf hart geht. Ein Gutachten von Sachverständigen fällt positiv aus. Am 9./10. V. sind Sie im Gedränge.

FISCHE

19.—27. Februar Geborene: In diesen Tagen werden Sie kaum alle Chancen wahrnehmen können, die sich Ihnen beinahe in Überfülle bieten. Am 8./9. V. finden Sie jeden Beistand, den Sie sich nur wünschen können. Ein kleiner Rückschlag ist am 10./11. V. möglich.

28. Februar bis 9. März Geborene: Sie kommen jetzt wenig zur Ruhe. Überschätzen Sie nur nicht die Freundlichkeiten des Augenblicks. Am 9./10. V. schneiden Sie zwar hervorragend ab, aber am 11./12. V. dürfte alles wieder ausgegeben sein.

10.—20. März Geborene: Beruflich können Sie sich nicht beklagen. Die allgemeine Entwicklung kommt Ihren Absichten entgegen. Am 10./11. V. sollten Sie sich zum Wort melden. Privat überwiegen leider die disharmonischen Tendenzen.

WIDDER

21.—30. März Geborene: Gerade in dieser Woche werden Sie die Erfahrung machen müssen, daß man nicht alles auf einmal haben kann. Konzentrieren Sie sich auf Ihren Beruf. Alles andere, was Ihnen vielleicht mehr am Herzen liegt, ergibt sich von selbst: 10./11. V.

1.—9. April Geborene: Fachlich sind Sie gut beraten. Am 7./8. V. werden Sie mit Hilfe von Freunden eine Sache, die riskant erschien, zu einem glücklichen Ende bringen. Die Erfolgskonstellationen des 11./12. V. sind noch größer.

10.—20. April Geborene: Für Sie hat der Monat gut begonnen, und es tritt auch vorerst keine nennenswerte Änderung ein. Am 7./8. V. äußert man sich über Ihre Leistungen lobend. Geben Sie nur Ihren Stimmungen nicht nach.

STIER

21.—29. April Geborene: Ihnen geht es endlich wieder einmal uneingeschränkt gut. Verstärkt gilt das in persönlicher Hinsicht. Am 8./9. V. äußern Sie keinen Wunsch umsonst, und Sie wissen nun, an wen Sie sich in etwaigen Notlagen halten können.

30. April bis 10. Mai Geborene: Sie müssen darauf achten, daß Sie nicht aus Unachtsamkeit oder Leichtgläubigkeit in Auseinandersetzungen hineingezogen werden. Am 9./10. V. könnten Sie sonst unter Umständen der alleinige Leidtragende sein.

11.—21. Mai Geborene: Ihre Pläne mögen noch so interessant und originell sein, im Moment ist es verfrüht, sich an die offiziellen Stellen zu wenden und um Unterstützung zu bitten. Am 11./12. V. fehlt's am nötigen Kleingeld.

ZWILLINGE

22.—31. Mai Geborene: Sie sind jetzt groß in Fahrt. Fragen, die man Ihnen am 6./7. V. stellt, werden Sie ohne Schwierigkeit beantworten können. Je anpassungsfähiger Sie sich erweisen, um so besser schneiden Sie ab. Der 10./11. V. ist Ihr Glückstag.

1.—9. Jnni Geborene: Jemand bietet seine Hilfe an. Wenn Sie glauben, allein besser zu fahren, sind Sie im Irrtum. Vor allem am 7./8. V. holen Sie gemeinsam mehr heraus. Eine Sache, die sich Anfang des Jahres anbahnte, wird perfekt.

10.—20. Juni Geborene: Die Woche fängt für Sie vielleicht mit einem Kater an. Am 7./8. V. müssen Sie aber wieder auf Draht sein, wenn Sie eine günstige Gelegenheit, sich mit Aussicht auf Gewinn einzuschalten, nicht versäumen wollen.

KREBS

21. Juni bis 1. Juli Geborene: Herzensangelegenheiten nehmen Sie stark in Anspruch. Deswegen brauchen Sie aber eine kurze Trennung, die am 6./7. V. fällig wird, nicht gleich zu dramatisieren. Am 12./13. V. ist die Harmonie wieder vollkommen.

2.—11. Juli Geborene: Allzuviel fällt im Augenblick für Sie nicht an. Immerhin haben Sie Ihre Beschäftigung und Ihr Auskommen. Am 5./6. V. sollten Sie eine Freundlichkeit, die man Ihnen erlaubt, nicht vorsätzlich übersehen.

12.—22. Juli Geborene: Von jetzt an dürfen Sie sich etwas mehr Zeit lassen. Ohne daß Sie sich nennenswert anstrengen müßten, laufen Ihre Dinge im erwünschten Sinne. Am 7./8. V. sind Sie gesundheitlich nicht auf der Höhe.

LÖWE

23. Juli bis 2. Angust Geborene: Wenn Sie Ihren Beruf nicht gerade sträflich vernachlässigen, können Sie sich in diesen Tagen mancherlei Vorteile sichern. Am 6./7. V. sollte Ihnen eine Gelegenheit willkommen sein, zu zeigen, was Sie leisten können.

3.—12. August Geborene: Sie haben hochfliegende Pläne. Vielleicht fehlt Ihnen im Moment aber noch das Geld dazu, um Sie verwirklichen zu können. Am 9./10. V. wird man Sie auf Herz und Nieren prüfen, ehe Sie Zuschuß erhalten.

13.—23. Augnst Geborene: Sie haben dieses Verfahren, in das Sie verwickelt sind, selbst angestrengt. Wundern Sie sich nun, daß die Gegenseite ihre Zähne zeigt? Der 9./10. V. ist kritisch. Am 11./12. V. sind Sie obenauf.

JUNGFRAU

24. August bis 2. September Geborene: Manches ist bei Ihnen im Gange, von dem noch nicht vorauszusagen ist, ob es zu einem uneingeschränkten Erfolg führt. Vom 8./9. V. steht aber fest, daß Sie Glück haben. Am 10./11. V. fällt Ihnen ein Entschluß schwer.

3.—12. September Geborene: Sie übersehen, daß Entscheidungen in bezug auf Ihre Position noch ausstehen. Gehen Sie also mit Ihren Einnahmen sparsamer um. Am 11./12. V. besteht Gefahr, sich eine Freundschaft zu verscherzen.

13.—23. September Geborene: Ihre Umgebung betrachtet Sie kritisch. Aber es wird Ihnen nicht schwerfallen, weiterhin durch Fleiß und ausgezeichnete Leistungen zu überzeugen. Am 9./10. V. ist ein Stellungswechsel angebracht.

WAAGE

24. September bis 2. Oktober Geborene: Man ebnet Ihnen die Wege. Nutzen Sie Ihre freie Zeit, die Ihnen bleibt, vor allem dazu, Ihre Kenntnisse zu erweitern. Am 6./7. und 10./11. V. hängt viel davon ab, daß Sie besser als Ihre Konkurrenten orientiert sind.

3.—12. Oktober Geborene: Lassen Sie sich nicht auf Experimente ein und halten Sie sich nur an die Leute, die Sie schon lange und gut kennen. Am 7./8. V. beweisen Sie eine glückliche Hand. Der 11./12. V. verspricht weiteren Erfolg.

13.—23. Oktober Geborene: Sie neigen zur Zeit dazu, sich Extratouren zu leisten. Warum machen Sie es den anderen so schwer, sich ein Urteil über Sie zu bilden? Am 12./13. V. kommt man Ihnen in jeder Weise entgegen.

SKORPION

24. Oktober bis 2. November Geborene: Die Arbeit behagt Ihnen im Augenblick denkbar wenig. Zeigen Sie das nur nicht zu offen. Eine Zusammenkunft am 8./9. V. sollte geheim bleiben. Zuerst müssen Sie genau wissen, was Sie von den anderen halten können.

3.—11. November Geborene: Ihre Situation ist einigermaßen schwierig geworden. Es sollte Sie veranlassen, mehr Zurückhaltung zu üben. Hüten Sie sich davor, Leute zu provozieren, deren Absichten Sie nicht durchschauen: 9./10. V.

12.—22. November Geborene: Offizielle Stellen sind mißtrauisch. Man hält von Ihrem Unternehmen, das Sie gerade gestartet haben, nicht sonderlich viel. Am 9./10. V. werden Sie vielleicht scharf unter die Lupe genommen.

SCHÜTZE

23. November bis 1. Dezember Geborene: Von verschiedenen Seiten kommt man auf Sie zu, um sich Ihrer Mitwirkung zu versichern. Auf bessere Angebote, als Sie am 6./7. V. erhalten, können Sie unmöglich warten. Am 10./11. V. muten Sie sich etwas zuviel zu.

2.—11. Dezember Geborene: Lohnende Aufträge werden vergeben, und Sie dürfen damit rechnen, daß Sie an vorderster Stelle berücksichtigt werden. Am 7./8. V. haben Sie es mit Fachleuten zu tun. Versprechen Sie nur das Mögliche.

12.—21. Dezember Geborene: Man setzt große Erwartungen in Sie, aber Sie werden keine Schwierigkeit haben, sie noch zu übertreffen. Der 7./8. V. gibt einen wertvollen Hinweis, wie Sie sich bei Vertragsbesprechungen verhalten sollen.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FÜR NEUE ERDENBÜRGER
GEBOREN ZWISCHEN 6. UND 12. MAI 1956

Außerordentlich interessierte, wißbegierige Kinder kommen in dieser Woche auf die Welt. Sie fassen schnell auf nnd vermögen mit sicherem Blick das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Ihr Diknssionstalent ist beinahe unübertrefflich. Dabei geht es ihnen immer um die Sache, nicht darum, recht zu behalten. Den Mitmenschen gegenüber zeigen sie sich hilfsbereit, selbst wenn große persönliche Opfer damit verbunden sind. Ihre Anhänglichkeit an Heimat und Familie hat für Außenstehende manchmal sentimentale Züge. Für sie sind alle Berufe richtig, die es ihnen erlauben, die Interessen anderer zu vertreten. Daneben sind es in irgendeinem Sinn künstlerische Aufgaben, die sie reizen. Die Mädchen neigen in den Entwicklungsjahren zu Übersteigerungen. Wenn sie den richtigen Partner gefunden haben, werden sie wie verwandelt sein.

DER STAR-KASTEN

Die Filmfestspiele in Cannes sind für Deutschland zum dauernden Fettnäpfchen geworden. Auch in diesem Jahr treten wir wieder wacker hinein. — Winnie Markus, Katarina Mayberg und Christiane Maybach werden die deutschen Filmschauspieler beim Festival vertreten. Mit Blick auf die beiden letztgenannten Damen wird sich unter den 3000 ausländischen Gästen kaum die Frage vermeiden lassen: bitte, wer ist das? Was uns brennend interessiert: wer ist für diese Nominierung eigentlich verantwortlich? — Als Beitrag schickt Deutschland den Film „Himmel ohne Sterne" nach Cannes. Regisseur Helmut Käutner und die Hauptdarsteller Erik Schumann, Eva Kotthaus, Horst Buchholz und Georg Thomalla werden sich nach der Aufführung verneigen.

*

Germaine Damar und Peter Weck, die Hauptdarsteller des Films „Der Traum vom Glück", der zur Zeit in Hamburg gedreht wird, treiben den gleichen Ausgleichsport: Radfahren. Regisseur Geza von Cziffra schenkte ihnen jetzt ein Tandem.

*

„Urlauf auf Ehrenwort" wurde von der Zeitschrift „Der Freiwillige", einem Organ ehemaliger Angehöriger der Waffen-SS, verurteilt. Grund: In dem Film kommt ein Deserteur vor.

*

Jan Hendriks sollte in dem Film „Zum Leben verdammt" einen Halbstarken spielen, den die Autoleidenschaft gepackt hat. Hendriks lehnte die Rolle ab, weil er vor zwei Jahren in Berlin einen schweren Autounfall verschuldet hatte und dafür eine Freiheitsstrafe verbüßen mußte. Er fährt jetzt nur noch Fahrrad. Man schloß einen Kompromiß: Hendriks wird in dem Film als Motorradfahrer zu sehen sein.

*

Brenda Marshall, Gattin des Hollywood-Schauspielers William Holden, hat eine große Ähnlichkeit mit Wallis Simpson in jungen Jahren, der Gattin des Herzogs von Windsor. Sie soll in Hollywood die Hauptrolle in einem Film nach den Memoiren der Herzogin spielen. Die Rechte an den Lebenserinnerungen hat die Filmgesellschaft für 2 300 000 Mark gekauft. Der Herzog schrieb einen nicht so hoch bezahlten Artikel für eine amerikanische Zeitschrift über Blumenzucht.

*

Jan Kiepura und Martha Eggerth sagten eine geplante Tournee durch Israel ab. Sie haben Angst, daß gerade Krieg ausbrechen könnte.

*

Renate Ewert, die der Stern nach ihren Erstlingsfilmen „08/15 in der Heimat" und „IA in Oberbayern" auf der Titelseite seiner Nummer 12 vorgestellt hat, kaufte sich von den Gagen dieser Filme einen Simca-Wagen. Wegen ihrer Tournee-Verpflichtungen hatte Renate bisher keine Zeit, ihren Führerschein zu machen.

*

Ernest Hemingway soll nach dem Willen des italienischen Produzenten Laurentis den venezianischen Seefahrer Marco Polo auf Breitwand spielen. Dabei sollen alle Originalschauplätze besucht werden. Hemingway hat sich Bedenkzeit erbeten.

*

Hans-Gustl Kernmayr, Autor des Sternromans „Weil du arm bist, mußt du früher sterben" nach dem auch der gleichnamige Film gedreht wurde, heiratete in fünfter Ehe Fräulein Dr. phil. Marie-Luise Fischer, eine Schriftstellerin. Das letzte Buch der neuen Frau Dr. Kernmayr heißt „Ich spüre dich in meinem Blut". Herr Kernmayr arbeitet zur Zeit an dem Roman „Gepeinigt bis aufs Blut".

*

Margot Hielscher hat sich ein Sportflugzeug gekauft und lernt fliegen.

*

Leni Riefenstahl hat, wie der Stern an dieser Stelle berichtete, eine Expedition in das Innere Afrikas unternommen. Sie wurde jetzt schwer verletzt, als eine Antilope in den Wagen lief. Bei dem Sturz über ein Brückengeländer in ein ausgetrocknetes Flußbett erlitt Leni Riefenstahl Lungenquetschungen. Sie wurde in ein englisches Hospital in Nairobi gebracht.

*

Curd Jürgens, Otto Wilhelm Fischer und Helmut Käutner, die alle drei Hollywoodverträge in der Tasche haben, wurden von der Universal-International-Filmgesellschaft gebeten, Größe, Gewicht, Augen- und Haarfarbe bekanntzugeben. Keiner der Beteiligten wußte sein Lebendgewicht auswendig. Jürgens fand eine Waage in seinem Hotel in Göttingen, wo er gerade einen Film dreht, Fischer betrat die eigene Waage in seiner Villa in Orschenhausen und Käutner, der in Hamburg den „Hauptmann von Köpenick" inszeniert, suchte in der Mittagspause eine benachbarte Drogerie auf.

*

Heinz Rühmann errang mit „Charleys Tante" einen Rekord: 2 Millionen Kinobesucher in drei Monaten. Eine Wiesbadener Filmfirma will daraufhin einen Film „Charleys Onkel" machen. Man vernehme die Handlung: das Mädchen Charlie veranlaßt, um einen charmanten Schwindel zu tarnen, Auguste, die Köchin ihres Onkels, sich dem zukünftigen Schwiegervater als „Onkel" zu präsentieren. Die Freundschaft der beiden „Männer" führt zu tollen Situationen.

Kathinka und Herrmann Mostar: „Was gleich nach der

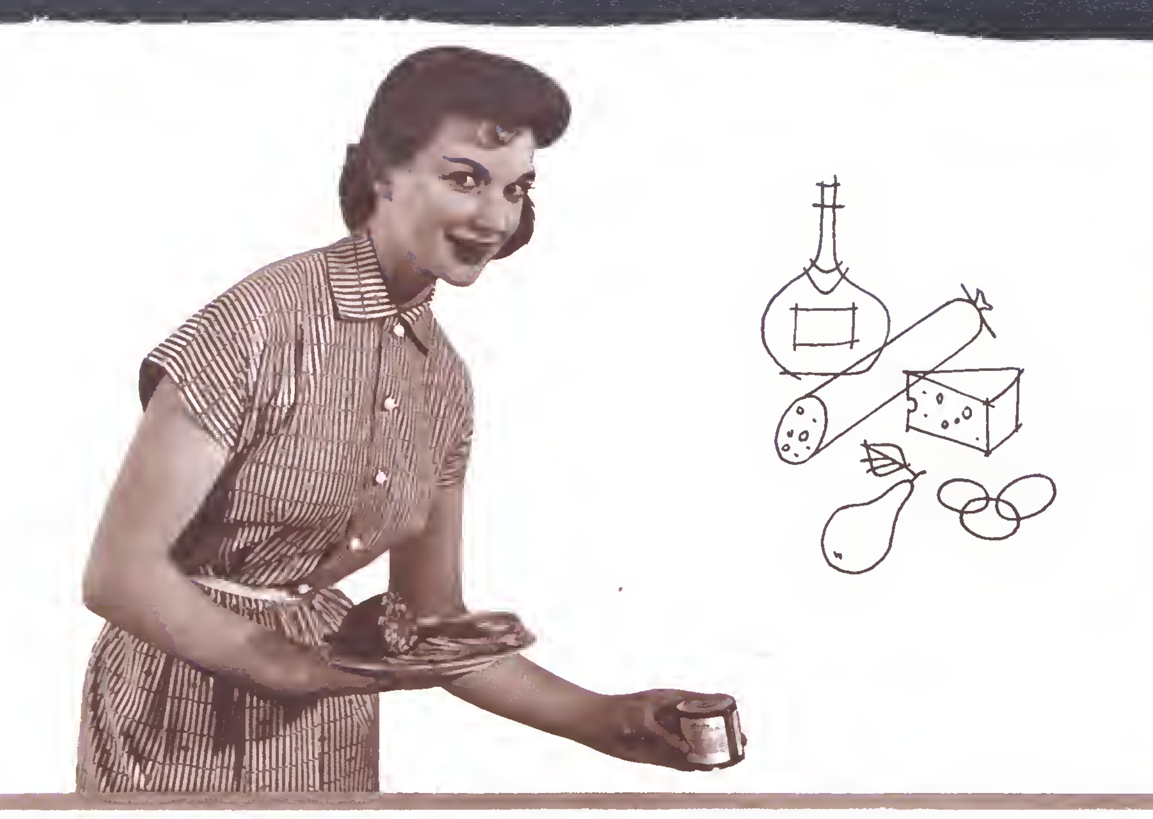
Der Mai u

Die folgende weltbewegende Nachricht erschien Anno 1810 in den Wiener Zeitungen: „Seine Kaiserliche Hoheit der Herr Erzherzog Karl geruhten gestern, am ersten Maisonntage, im Augarten vor allem Volke leutseligst Spargel mit Buttersoße zu verzehren und Schokolade dazu zu trinken." Und wenn auch die Schokoladenbeigabe Geschmackssache ist und kaum Nachahmung finden dürfte — das Spargelessen am ersten Sonntag im Mai ist uralte Sitte und sollte noch heute nachgeahmt werden. Denn jetzt sind die frischen Spargel endlich da, um schon zur Sommersonnenwende wieder zu verschwinden: „Am vierundzwanzigsten im Junischwall verlassen Spargel uns und Nachtigall", dichtet Liliencron melancholisch.

Der Zusammenklang von Mai und Spargel hat den üblichen Grund: beide fördern die Liebe. Man hat es auf die sprichwörtliche Dummheit der alten Böotier geschoben, daß sie die Spargel nicht aßen, sondern lediglich als Brautschmuck verwendeten; ich halte dies für eine sehr sinnreiche Anspielung. Später freilich, bereits in Rom, ging man vom symbolischen zum realen Genuß über, und bei der unbestrittenen größten Liebeskönnerin aller Zeiten, bei Ninon de Lenclos, ging der Entfaltung ihrer Künste im Frühling regelmäßig ein Spargelessen zu zweien voraus. Ja, als sie neunundsiebzig Jahre alt war und immer noch schön, und als um ihretwillen der ebenfalls schon betagte Abbé Gédouin aus dem Jesuitenkloster austrat, da verweigerte sie sich ihm lange und sagte schließlich: „Warten wir damit bis zum fünfzehnten Mai des nächsten Jahres, mein Freund, denn da ist mein achtzigster Geburtstag und — Spargelzeit!" Und so geschah's . .



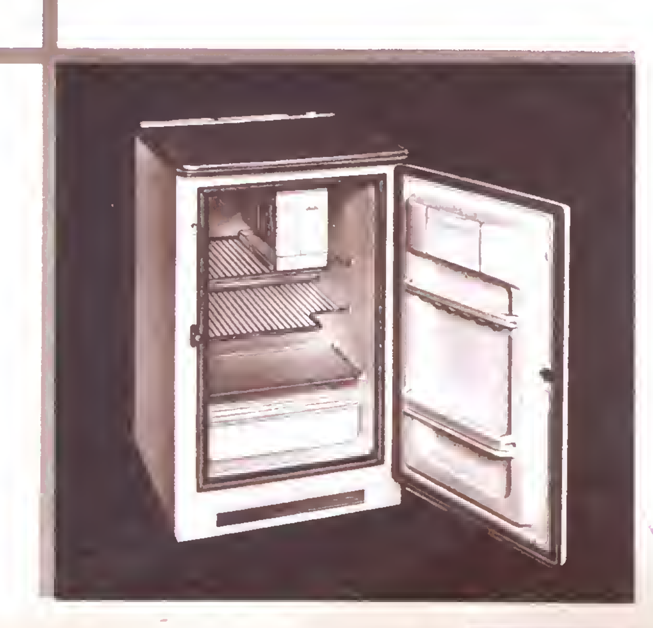
Trotz solcher Leistungen im Spargelessen und dem, was ihm folgte, wurde Ninon neunzig Jahre alt, und als sie starb, behauptete ihr damals fünfzigjähriger Freund, der Dichter Fontenelle, sogar: „Sie starb viel zu früh; sie hätte noch zehn Jahre länger gelebt, wenn sie noch mehr



Linde-Kühlschränke - eine vielseitige Serie moderner Kühlmöbel aller Größen und Preisklassen. Bitte lassen Sie sich einmal einen Linde-Kühlschrank mit seinen vielen Feinheiten vom Fachhandel vorführen.

Nach langem Überlegen habe ich mich für den Linde-Tisch-Kühlschrank 100 l entschlossen. Gerade dieser Schrank mit seinem geringen Platzbedarf, seiner praktischen Arbeitsfläche und seiner Spezialtürkonstruktion für das Anstellen an die Wand oder direkt neben einen Schrank ist der ideale Kühlschrank für meine kleine, moderne Küche. Mit vielen zufriedenen Hausfrauen sage auch ich:







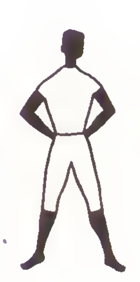
Ein paar Schritte in den Frühling tun, die Sonne genießen, ein freundschaftliches Gespräch dabei führen und schließlich noch irgendwo unterwegs eine kleine Pause machen und köstliches „Coca-Cola" dazu trinken: Das ist die richtige Erholung nach turbulenten Arbeitstagen.

Die Pause mit „Coca-Cola" erfrischt Körper und Geist

„Coca-Cola" ist das Warenzeichen für das unnachahmliche kaffeinhaltige Erfrischungsgetränk der Coca-Cola G.m.b.H.

Rheuma

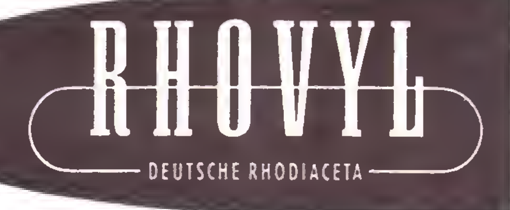




Gesundheitswäsche aus RHOVYL lindert und bessert rheumatische Erkrankungen aller Art. Triboelektrische Aufladung und hohes Wärmehaltungsvermögen der RHOVYL-Wäsche wirken schmerzlindernd und heilend.

Zahlreiche unter ärztlicher Kontrolle durchgeführte Behandlungen von Rheumakranken führten zu hervorragenden Ergebnissen und bestätigen damit die aktive Heilwirkung. Ärztliche Gutachten empfehlen deshalb insbesondere den Rheuma- und Ischiaskranken

Gesundheitswäsche aus



Fragen Sie in Ihrem nächsten Fachgeschäft, aber verlangen Sie ausdrücklich RHOVYL. Wenn Sie mehr über RHOVYL wissen wollen, dann senden wir Ihnen kostenlos eine Aufklärungsschrift. Schreiben Sie bitte an

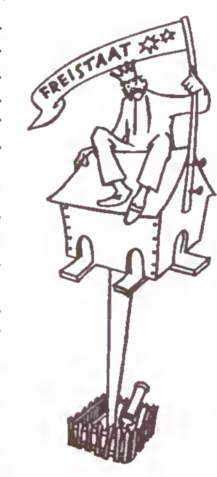
DEUTSCHE RHODIACETA AG · FREIBURG/BR.



DURCHGEGANGEN. Mrs. H. Wouck aus Houston kam aufgeregt auf die Polizeibehörde gelaufen, um eine Vermißtenmeldung aufzugeben. Ihr Gatte war spurlos verschwunden. Ihre Beschreibung: „Er hat eine flache Stirn, keinen Hinterkopf, eine riesige Nase und einen großen Mund, er sieht aus wie ein Pferd."

*

PATHOLOGISCH. Der Bauer Mulieri in der süditalienischen Ortschaft Tricario hat seinen Hof, seine Felder und Wiesen für exterritorial erklärt und auf seinem Grund und Boden einen Freistaat ausgerufen. Vom Dachfirst des Bauernhofes weht die Flagge des neuen Staatswesens. Der Zutritt ist nur mit einem von Mulieri ausgestellten Visum gestattet. An Staatspräsident Gronchi und Ministerpräsident Segni richtete Mulieri Telegramme mit der Bitte um Anerkennung seines diplomatischen Status und um Entsendung eines Botschafters. Er werde ebenfalls einen Botschafter nach Rom entsenden, erklärte er. Die italienischen Behörden sind sich nicht klar, ob sie statt des angeforderten Botschafters einen Psychiater oder eine Karabinieri-Abteilung in den Freistaat Mulieri senden sollen.



*

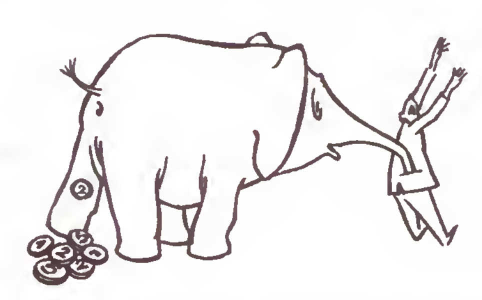
UNVERFROREN. Als der Ozean-Dampfer „Queen Mary" den Hafen von New York anlief, beschwerte sich ein Passagier über die Qualität des Essens. Als man der Klage nachging, entdeckte man verblüfft, daß der kritische Mister S. ein blinder Passagier war. Jetzt verfaßt er eine zweite Beschwerde, aber diesesmal hinter Gittern.

*

STEUER-SCHRAUBE. Für Kriegsschiffe, Flugzeuge, Panzerwagen und alle Waffen, die für die neue Bundeswehr im Ausland gekauft werden, muß Verteidigungsminister Blank die volle Umsatzausgleichssteuer an seinen Kabinettskollegen Schäffer bezahlen. — Einzige Vergünstigung: Einfuhren dieser Art sind vorläufig zollfrei.

*

ELEFANTASTISCHES. 62 000 Postsparbücher gingen im letzten Jahr in England verloren. Einmalig ist dabei die Verlustanzeige eines Sparers, dessen Buch von einem Elefanten aus der Jackentasche gezogen und verspeist worden war.



*

ABONNENTEN! Dr. Karl Pempelford, Theaterintendant in Bonn, verriet in einem Rundfunkinterview, daß er die Absicht habe, mit einer umfangreichen Arbeit über „Die Ethik des Selbstmordes" zum Dr. Dr. phil. zu promovieren. Daraufhin erhielt er über hundert schriftliche Antragen, ob diese Veröffentlichung schon im Buchhandel zu haben sei.



*

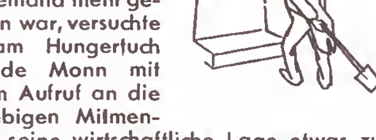
AMTLICH BEGLAUBIGT. Der Frühling 1956 ist in Braunschweig gewissermaßen amtlich beglaubigt worden. Nach einer der ersten lauen Nächte vermerkte der Wachhabende des 3. Polizeireviers in seinem Wachbuch folgende Anzeige: „Auf dem Hof eines Grundstücks in der Raonstraße hat ein unbekannter Täter, nachdem er sie eine Zeitlang verfolgt hatte, die 17 Jahre alte Hausangestellte Inge X. gegen ihren Willen abgeküßt. Bis jetzt ist nicht bekanntgeworden, ob die polizeilichen Ermittlungen gegen den ‚unbekannten Täter' nach laufen oder eingestellt worden sind."

*

TOILETTENKÜNSTE. Ein Brüsseler Gericht verhandelt augenblicklich gegen den Belgier Jerome Vanmiggelt, der jahrelang mit der Bahn in Westeurapa umherreiste, ohne jemals einen Pfennig zu bezahlen. — „Fahrtausweiskontrolle", rief er mit dienstlicher Stimme, sobald ein Reisender in der Toilette verschwunden war. „Reichen Sie Ihre Fahrkarte bitte unter der Tür durch." Wenn er sie hatte, setzte er sich, stieg bei der nächsten Station aus und wartete auf den nächsten Zug.

*

DES EINEN TOD — DES ANDEREN BROT. „Wenn Sie schon nicht sterben wollen, so lassen Sie doch wenigstens mich leben." Dieser Satz stand auf schwarzumrandeten Postkarten, die der Totengräber Angelo Zanoli in Salo/Italien an alle Einwohner des Ortes verschickte. Nachdem einige Monate in dem kleinen Ort niemand mehr gestorben war, versuchte der am Hungertuch nagende Mann mit diesem Aufruf an die langlebigen Mitmenschen, seine wirtschaftliche Lage etwas zu verbessern.



*

ABHÄRTUNG. In Denver, Colorado, USA, ist ein besonderes Sanatorium für Patienten mit neurotisch bedingten Angstzuständen eingerichtet worden. Der Pensionspreis von täglich 50 Dollar schließt laut Prospekt folgende „Heilbehandlung" ein: „Nächtliches Gewitter, heulende Hunde, Spuk und Raubüberfälle. Gegen einen angemessenen Preisaufschlag können auch noch geliefert werden: Mordversuch und blutiger Kampf zwischen den Mördern und herbeieilenden Befreiern."

*

SKLAVENHANDEL. Ein schwedischer Reporter hat sich eine Unmenge Beleidigungsklagen auf den Hals geladen, weil er in verallgemeinernder Form folgendes über die Menschen geschrieben hatte: „Es wäre ein lukratives Geschäft, wenn man die Menschen nach ihrem wahren Wert einkaufen und sie zu dem Preis wieder verkaufen würde, den sie sich selbst zuschreiben."

GESÄSS - GESETZ. Das letzte Klassensystem wurde jetzt in Frankfurt abgeschafft. Bisher gab es dort Bedürfnisanstalten erster und zweiter Klasse. Erster Klasse (Benutzung 15 Pf) mit Waschbecken und Spiegel, zweiter (Benutzung 10 Pf) nur mit dem Allernotwendigsten. Jetzt Einheitspreis 20 Pf — mit und ohne Spiegel.



*

LEBENSKÜNSTLER. Eine amerikanische Zeitung fragte alle Schauspieler Hollywoods, die länger als 10 Jahre verheiratet sind, wie sie es zu dieser unerhörten Leistung gebracht hätten. Die kürzeste Antwort gab Humphrey Bogart: „Ich widersetzte mich meiner Frau niemals. Ich warte vielmehr immer, bis sie ihre Ansicht geändert hat, so bekomme ich auch meinen Willen."

*

... MIT DEN HEINZELMÄNNCHEN SO BEQUEM. Die Londoner Polizei sucht fieberhaft nach einem Dieb, der im letzten Monat eine ganze Einbruchsserie gemacht hat. In dem Fahndungsblatt heißt es: „Es ist möglich, daß der Gesuchte ein Zwerg ist, da er mehrfach durch ein nur kohlkopfgroßes Loch eingestiegen ist.

*

LEUCHT-KÄFER. Eine Anordnung, derzufolge die Soldaten des in Leeds, England, stationierten Kraftfahrkorps ihre Koppel zur Erhöhung der Verkehrssicherheit probeweise mit Leuchtfarbe bestreichen mußten, wurde nach kurzer Zeit wieder aufgehoben. Die Soldaten waren nachts nicht nur im Wagenpark, sondern auch in den städtischen Parkanlagen zu sehr aufgefallen.

Der Löwe ist pünktlich . . .

(FORTSETZUNG VON SEITE 9)

kennenlernten, „ich habe heute abend schon was vor. Kann Ihnen leider nicht Harrar zeigen." Er machte eine bedauernde Handbewegung. Aber wir sahen, daß er nur darauf wartete, sein Geheimnis preisgeben zu können.

Es war vier Uhr nachmittags und Sprechstunde. Der braungebrannte Doc saß im weißen Kittel an seinem Schreibtisch neben einem Vorhang, hinter dem sich eine schwarze Mammita verschämt bemühte, die verblichenen Reste farbenfreudiger europäischer Damenunterwäsche wieder anzuziehen. Als nächster Patient wartete bereits ein Soldat, der barfüßig hereingekommen war, um Rat vom Doc zu holen, wie er seine handlange Rißwunde am Bein am schnellsten heilen könne.

„Ich muß heute nacht auf Löwenjagd", verriet uns der Doktor. Und in seinen Augen leuchtete die Jagdleidenschaft.

„Achtzig", sagte des Doktors Sprechstundenhelfer dazwischen. Ato Ama war ein brauner Mann im weißen Kittel. Er hatte den Soldaten herangewinkt, um bequem nach dessen Handgelenk fassen zu können. Denn Ato Ama hatte einen außerordentlich festen Standplatz an der rechten schmalen Kante des Doktorenschreibtisches, auf den er sich mit einem Arm zu stützen pflegte. Da er nur in Notfällen einen Schritt unternahm, war er im Laufe unzähliger Sprechstunden zur Korpulenz gediehen, dem beredten Zeichen der vornehmen Amharen, der Herrscherkaste Äthiopiens, die jegliche Handarbeit ablehnt. Ato Ama legte deshalb Wert darauf, Dolmetscher genannt zu werden. Er übersetzte die Sorgen der Patienten ins Englische und verzog nur dann sein Gesicht, wenn der deutsche Doc einen Heilungsuchenden in seiner Muttersprache anzureden versuchte. Dann fühlte sich Ato Ama regelrecht übergangen und verlor für die nächsten zehn Minuten seine englischen Sprachkenntnisse.

„Wenn Sie Interesse haben . . ." kitzelte uns der Doc. Wir vermochten unsere Abenteuerlust nicht zu verbergen. „Wir müssen uns allerdings beeilen", sagte der Doc mit einem Blick auf seine Armbanduhr. „Der Löwe ist verdammt pünktlich. Er kommt meistens um sieben. Besorgen Sie sich einen Wagen. Mein Jeep schafft uns alle zusammen nicht mehr", lächelte er.

Die „Harrar Transport-Organisation" ist auf solche Jagdüberfälle eingerichtet. Sie hat bisher jeden Jagdgast des Doktors transportiert.

Wir brauchten eine Stunde, ehe wir von „Harrar Transport" einen scheinbar geeigneten Wagen samt Fahrer erhandelt hatten, denn die ursprünglichen Preisforderungen waren des Herzogs von Harrar, der Besitzer dieses Unternehmens ist, höchst unwürdig. Wir durften uns mit einem deutschen Kleinbus-Fabrikat trösten, dessen Zuverlässigkeit in Europa sehr gelobt wird.

Die Sonne berührte bereits die umliegenden Bergkuppen, als unser Doc seinen ehrwürdigen Jeep, ein Mißtrauen erweckendes Fahrzeug, vor dem Kramladen stoppte, wo wir Streichhölzer, Whyski und eine Büchse bester Erbsen mit Speck einluden.

Der Doc, noch heiserer geworden, trieb zur Eile: „Tempo, Tempo. In einer Stunde ist der Löwe da." Sprach's und hieb den ersten Gang hinein.

Wir polterten mit unserem Bus hinterher. Die Fahrt ging über Asphaltreste kurvenreich in die Berge, bis der Weg nur noch ein Waschbrettmuster zeigte, das die Regenzeit gezeichnet hatte. Der Doc aber war nur noch eine Staubwolke, deren Ränder die Sonne mildtätig mit roter Farbe übergoß.

Drei Kilometer später sagte unser deutscher Kleinbus, dessen Zuverlässigkeit in Europa so gelobt wird, plötzlich hörbar nein. Wir waren gerade in einer schneidigen Kurve, die einen bizarren Ausblick auf die felsige afrikanische Landschaft bot. Dem Herzog von Harrar, von dessen schöner Frau übrigens der SPD-Bundestagsabgeordnete Carlo Schmid anläßlich ihres Deutschlandbesuchs im Gefolge des Negus behauptete, sie habe „a Häutel wie Samt" — diesem Herzog also ist zu danken, daß er gerade an dieser Kurvenstelle zwei Grenzsteine errichten ließ. Sie ermöglichten uns, weiterhin auf Löwenjagd zu gehen. Denn in dieser Kurve erlaubte sich unser Wagen einen Seitensprung wie ein störrisches Zirkuspferd. Er sprang einfach aus seiner Fahrtrichtung nach links und blieb, mit einem Bein an den Grenzsteinen, über dem Abgrund hängen.

Unser Fahrer wählte klug die rechte Tür zum Aussteigen, weil er auf dieser Seite nach den Boden erreichen konnte. O[illegible]sichtlich war er bereits mit den Pferdelaunen unseres Wagens eng vertraut, denn ohne erst nach den Ursachen zu suchen, fahndete er in seinen Taschen nach einem Stück Schnur, maß ein Meter davan ab, kehrte in den Wagen zurück, um dach nach die Handbremse anzuziehen, und kletterte dann ein paar Schritte bergab, was ihm bequem ermöglichte, unter den Wagen zu kommen, ohne sich hinlegen zu müssen. Mehrere Knoten um das zerbrochene Gelenk der Spurstange und ein herzhafter Fußtritt gegen die Reifen genügten, um die Fahrt zu unserem Löwen, der nun bestimmt schon wartete, fortzusetzen.

Wir trafen den Doktor, ungeduldig lauernd, am Straßenrande der Wildnis. Nach rechts dehnte sich, von sanften Hähen flankiert, ein buschiges Flußtal, ein nahezu ideales Löwendomizil, wie kein Zoo-Architekt besser ein Freigehege nach den Bestimmungen des Tierschutzvereins bauen kann. Das war die Heimat von einem Dutzend Sudanesen, die bereits vor einer Generation vom Weißen Nil hierher verschlagen worden waren. Sie wohnten mit Weib, Kind und Ziegen in vier Rundhütten inmitten des Busches. Doch der deutsche Doc war der eigentliche Herr der Landschaft. Denn er bezahlte für die Sudanesen die Steuern, 25 Mark im Jahr. Sie dankten ihm dadurch, daß einer von ihnen, sobald der Löwe in der Nacht sein Gebrüll erhoben hatte, schnellen Fußes am nächsten Morgen ins 30 Kilometer entfernte Harrar eilte, um dem Doc die frohe Jagdkunde mitzuteilen. Die ausgefahrene Jeepspur zwischen den Büschen verriet, daß schon viele dieser Botschaften zum Doc ins Hospital getragen worden waren.

Wir folgten, Doc voran, der Spur und trafen nach Überquerung eines trockenen Flußbettes auf Omar. Der zwei Meter lange Omar, König der zwölf Sudanesen, mit stählernen Muskeln und schneller Auffassungsgabe gesegnet, winkte erregt mit seinem Speer, während die Ziege neben ihm kläglich meckerte. Omar, der stolze Bruder, versicherte uns, den Löwen bereits schnaufen gehört zu haben. „Es ist ja auch Zeit", sagte der Doc, der die Pünktlichkeit seines Löwen bereits auf mehreren Jagdexpeditionen zu schätzen gelernt hatte.

Omar trank einen Whisky und verabschiedete sich dann mit seiner Ziege, einem bedauernswerten Wesen, das der Doc und sein Löwe schon kannten, denn die Ziege hatte schon mehrmals als vergeblicher Köder für den König der Tiere herhalten müssen. Während wir unseren Wagen wendeten und mit leisem Motor querbusch schlichen, hörten wir aus der Ferne ihr Jammern. Omar hatte sie angebunden, um den Löwen zu locken.

Unser Fahrer, ein mißmutiger Mensch, der schon mehrmals nach dem Abendbrot aus der Dose Erbsen mit Speck verlangt hatte, zeigte sich trotz der Strippensteuerung als raffinierter Fahrer. Kein Zweig peitschte gegen die Scheiben, kein Ast zerbrach lauthals unter den Reifen.

Plötzlich stoppte der Doc vor uns seinen Jeep. „Haben Sie gehört", flüsterte er heiser, „der Löwe." Wir hatten nichts gehört, aber gehorchten blindlings seinem Befehl zum Aussteigen, das plötzlich angstverzerrte Gesicht unseres Fahrers, der nicht von seinem Bock zu bekommen war, mit unerfahrenem Hochmut mißachtend.

Ich mußte, während wir in die Nacht stiegen, an die jagenden Amerikaner denken.



Das Leben hängt, *wenn man in Afrika Auto fährt, mitunter von einem Stück Strippe ab. Damit kann man alles reparieren. Zur Not auch ein Rad, das anders will, als sein eingeborener Lenker*

Sie machten es sich bequemer, mieteten sich einen berufserfahrenen Jäger, ließen sich mit dem Wohnwagen, inklusive Eisschrank, an die Löwentränke des Nachts heranfahren, warteten bei schottischem Whisky den Morgen ab und schossen dann durchs heruntergekurbelte Fenster ihre Donnerbüchse ab. So erzählt man sich jedenfalls von den jagenden US-Millionären in Ostafrika. Nur Hemingway soll da eine Ausnahme machen.

Wir aber mußten heraus und hinein ins dornige Gebüsch. Die Sonne war inzwischen hinter den Bergen zur Ruhe gegangen. Nur der blasse Mond schickte fahles Büchsenlicht, so sparsam, daß jeder Busch, je länger man ihn betrachtete, Löwenmähnen bekam. Der Doc hieß uns niederkauern, während er selbst, die Büchse schußbereit, voranschritt. Es ist nicht leicht, im afrikanischen Busch in die Knie zu gehen, denn er ist dornig. Brennesseln sind dagegen ein Ruhebett. Doch die Nähe des Löwen gebot Mut. Wir fühlten uns wie Fakire und bemitleideten unseren schwarzen Fahrer, der schlotternd vor Angst auf seinem weichen Polster im Wagen saß.

Aus der Tiefe der Nacht drang das Meckern der Ziege beuteverheißend an unser Ohr. Die Dornen stachen, Äquatorwärme klatschte Hemd und Hose an die Haut. Wir knieten geduldig, stumm und witzlos auf stachliger Erde. Minutenlang. Da geschah es.

Wie ferner Donner grollte es plötzlich über der Wildnis herauf. Das Husten eines Hundes erst. Dann bösartiges Knurren. Wir schraken zusammen. Die Ziege meckerte schrill. Dann mit animalischer Stärke ein tonreiches „O-a-a-u-u-u". Unter uns erbebte die Erde. Die Luft zitterte. Der Löwe brüllte.

Unbeschreiblich der Aufruhr. Alle Lebewesen mußten in diesem Augenblick erstarren. Denn der König hatte gebrüllt. Er hatte nicht den Kopf erhoben, sondern zur Erde gesenkt. Daher der rollende Donner, das Beben der Erde, über die das Röhren rollt.

Der Doc kam zurückgeschlichen. Heiser flüsterte seine Stimme: „In sieben Minuten brüllt er wieder." Denn der Doc kannte seinen Löwen. Vorsichtig schlich der Jäger zurück ins dornige Gebüsch.

Wir warteten fünf Minuten, sechs, sieben. Da war es wieder. Näher, verteufelt nahe, keine fünf Meter, doch überraschend schwächer. Das Husten wieder, böses Knurren. Und dann infernalisches Gebrüll. Aber es klang heiser, sehr heiser, bei aller Anstrengung. Der Löwe schwieg, der Doc hatte gebrüllt. Sein Löwe lauschte der Stimme, offenbar wohlgefällig. Eine Minute verstrich. Dann antwortete er. Aber in seiner Stimme, die eben noch so stark war, als wollte sie die Brust zersprengen, war nur überlegener Hohn.

Unser schreckerstarrter Fahrer startete plötzlich den Wagen. Der Doc schenkte ihm einen lautlosen Fluch und legte den Finger auf die Lippen. Der Motor erstarb wieder. Hinter dem Scheibenwischer sahen uns zwei schreckerstarrte Augen an.

Doc entsicherte seine Büchse. Wir hatten wieder sieben Minuten Zeit. Kein Laut drang aus der sonst so geschwätzigen Stille der afrikanischen Nacht. Nur das sanfte Brechen der Äste. Der Löwe kam auf uns zu. Und die Erde erbebte pünktlich nach sieben Minuten. Der Doktor antwortete, noch heiserer, als wir ihn jemals gehört hatten, aber tapfer, wie nur ein Jäger im Busch sein kann. Fabelhaft, wie er fauchte.

Unser Fahrer teilte sein Zittern dem ganzen Wagen mit. Der Mond suchte sich inzwischen eine Wolke, hinter der er sich verbergen konnte. Selbst die Ziege wagte nicht mehr zu meckern.

Unter dem Winde schlich unser Löwe immer näher. Wir glaubten zu sehen, wie die Zweige vor uns sich bogen. Wir hörten das Brechen des Geästs, und als wieder sieben Minuten vergangen waren, blickte der Löwe auf seine Uhr und erschreckte uns mit seinem Donner, der wie ein Stöhnen begann und dann mit schnellen Stößen sich dem Infernalischen näherte, um knurrend im Irdischen, in der heiseren Stimmlage des Doktors zu enden.

Es konnten nur noch Meter sein. Wir hörten jetzt schon den Atem des Löwen. Der Doktor wartete mit gespanntem Hahn, daß der König über die schmale Lichtung wechselte, über die der fahle Mond sein mageres Büchsenlicht ergoß.

Zehn Minuten waren schon vergangen, ein Zeichen, daß der Löwe das Brüllen vergaß, weil er die Ziege witterte, die unweit von uns ihrer letzten Stunde schweigend entgegensah. Wir rührten uns nicht mehr. Unser Fahrer war sowieso bereits vor einer halben Stunde erstarrt. Nur seine Augen waren immer weiter geworden.

Niemals, sagte uns der Doktor später, wäre er dem Löwen so nahe gewesen. Er hatte den Löwen schon nahezu in der Verlängerung von Kimme und Korn.

Da geschah das Unerwartete, das Abenteuerlichste der Safari, denn niemand hatte gewagt, das, was nun geschah, vorauszuberechnen.

Mag es das Wissen um die Erbsen in der Dose gewesen sein, die wir ihm solange schon vorenthalten hatten, mag es auch nur die nackte Angst gewesen sein. Es ist sinnlos, jetzt darüber zu streiten, wo das Geschehene unabänderlich ist.

Wir hörten als vorletzten Ton das Knokken der Äste. So nah, als hätten wir sie selbst mit der Hand zerbrochen. Aber es war die Tatze unseres Löwen. Fast spürten wir seinen heißen Atem aus gierigem Maul. Nur noch Sekunden, und der Feuerstrahl aus der Büchse des Doktors mußte sein ersehntes Opfer finden. Wir waren schon eins geworden mit den Dornen, prall gefüllt mit afrikanischer Abenteuerlust. Da geschah es. Ein Knurren des Magens erst. Wie ein kurzes Bellen dann. Und dann donnerte unser Fahrer, daß es im Wagen schrecklich widerhallte. Es war ein vorzeitiges Halali. Dann hörten wir nur noch, wie sich der Löwe im schnellen Lauf, rücksichtslos die Äste niedertretend, entfernte.

Unser Doc sagte später, nach einer Verschnaufpause, als er seinen Ärger heruntergeschluckt hatte, es sei der Benzingeruch gewesen, der seinen Löwen die Flucht ergreifen ließ.

Aber auch Ärzte können irren und Fehldiagnosen stellen.

Halbstarke - oder?

Polizisten, Erzieher und Psychologen wälzen das Problem der Jugendkriminalität. Nunmehr kommt auch der deutsche Film und fragt: was ist mit der Jugend von heute los?



Vielleicht stehen die Falschen in der Anklagebank? *(rechtes Bild). Gehören nicht vielmehr die Erwachsenen dahin, die hier auf der Zeugenbank sitzen (oben) — als Zeugen eines Prozesses, den sie selbst auf dem Gewissen haben? Diese Fotos stammen aus dem französischen Film „Vor der Sintflut". Es geht um die Jugendlichen, die van ihren Eltern alleingelassen werden. Keine Zeit, andere Sorgen: das sind die leeren Worte, die dazu führten, daß hier Halbwüchsige zu Verbrechern wurden*

Halbstarke sind die männlichen Backfische der Nachkriegszeit. Wenn man die weibliche Ausgabe meint, spricht man van „Teenagers". Es sind jene Fünfzehn- bis Achtzehnjährigen, die aft mit sich selbst nichts anzufangen wissen und die van den Erwachsenen so gern auf der „schiefen Bahn" gesehen werden. Verdammt einfach: Junge Leute, die van den Großen nicht verstanden werden, weil ihre Welt eben eine ganz andere ist, gelten heute als verkommen, verwahrlast, verroht — als Halbstarke. Aber wer ist denn schon bereit, ihre Welt verstehen zu lernen! Als sie Kinder waren und nach 1945 hamstern fuhren und auf den Schwarzen Markt gehen und die ganze Familie ernährten, da waren sie Helden. Zehn Jahre danach nimmt man sie nicht für voll. Das ist die Schuld der Erwachsenen, der Ganzstarken.



Der Volkstribun vom Kreuzberg. *Willy Kressmann ist Bürgermeister des Westberliner Arbeiterbezirks Kreuzberg. Zusammen mit der Filmgesellschaft hatte er die Halbstarken ins Kino „Palladium" eingeladen. Tausend kamen. Es ging ja um ihre eigenen Prableme! „Seid Ihr wirklich so?" hieß das Thema. Unter Kressmanns kluger Leitung meldeten sich zwanzig Halbstarke zu Wort. Ihrer aller Forderung: „Kümmert Euch mehr um uns!"*



Von Kumpel zu Kumpel *sprach Horst Buchhalz, 22 (bekannt als Sawjetsoldat Iwan in dem Film „Himmel ahne Sterne"), einer der Hauptdarsteller des geplanten Films „Die Halbstarken". Buchholz soll der einzige Berufsschauspieler sein. Alle anderen will man aus den Reihen der Halbstarken holen, egal ob sie sprechen können oder nicht: der ganze Film wird später synchronisiert. Buchholz spielt den Chef einer jugendlichen Bande*

Dornröschen aus Minden

„Hauptdarstellerin gesucht!" — Auch Waltraud Hildebrandt, 16, Blumenbinderin in Minden, las die Anzeige der Filmgesellschaft. Sie verschaffte sich Geld und stieg spät abends auf dem Bahnhof Friedrichstraße in Ostberlin aus dem Interzonenzug. Was wußte sie schon von Ost- und Westsektoren! Hilflos irrte sie durch die nächtliche Stadt, wurde ein dutzendmal angesprochen und landete morgens bei der Defa-Filmgesellschaft in Ostberlin. Man schenkte ihr das Geld für die Straßenbahn nach Westberlin und gab ihr die richtige Adresse: „Halbstarke — das kann nur im Westen sein", sagte ihr ein Neunmalkluger, „in der DDR haben wir keine." Endstation von Dornröschens Ausflug in die weite Welt war die Kriminalpolizei. Der Rücktransport nach Minden geschah unter behördlicher Aufsicht.



Das Schloß, *auf dem Dornröschen schläft, steht in dieser Gasse in Minden. „Film" hieß das Zauberwort für die Sechzehnjährige. Sie beschaffte sich 50 DM Vorschuß, einen Monatslohn, und fuhr nach Berlin, überzeugt, daß die Hauptrolle auf sie wartet*



Das Lächeln des angehimmelten Filmschauspielers Horst Buchholz und ein Autogramm von ihm trösteten die kleine Blumenbinderin über die Enttäuschung hinweg, daß es nichts ist mit dem Film. Trotzdem will Waltraud nicht zu ihren Blumen zurück



Beschützt von einer Kriminalbeamtin verläßt Waltraud die Traumfabrik in Westberlin. Ein Jugendpfleger begleitete sie dann nach Minden. Die Kosten übernahm die Filmgesellschaft. Für entsprechenden Empfang sorgten die Eltern



Zwei von siebenhundert Mädchen, *die sich für die weibliche Hauptrolle gemeldet hatten, wurden für Probeaufnahmen ausgesucht. Monika Peitsch (links) lebt im Berliner Villenvorort Dahlem. Karin Blauermel (rechts) wohnt in Neukölln, die Mutter ist Arbeiterin bei Osram. Eine von beiden wird die Rolle kriegen. — Rechtes Bild: die „Spree City Stompers" spielten zwischendurch Jazz. Bürgermeister Kressmann weiß, wie man Halbstarke erbaut*



Pst! Feind hört mit!

„Die Amerikaner haben unsere Kabel angezapft!"

Sensatian am Mantagabend: Die sawjetische Kammandantur Berlin lud Westjournalisten zu einer Pressekanferenz nach Karlsharst ein. Das war seit Jahren nicht mehr passiert. Die Sawjets warteten mit einer handfesten Überraschung auf. Sie brachten die Jaurnalisten nach Alt-Glienicke und geleiteten sie fünf Meter tief unter die Erde in einen Kabeltunnel, der aus dem amerikanischen Sektor 300 Meter auf sawjetzanales Gebiet führt und der die madernsten Geräte zum Abhären van Telefangesprächen enthält. Die Sawjets behaupten, in diesem Tunnel hätten die Amerikaner seit etwa einem Jahr täglich 300 Gespräche Ostberlin—Maskau abgehärt und auf Tanband genommen.



„Nix gutt", *schimpfte ein sawjetischer Oberst und zeigte empärt die drei angezapften Hauptkabel. Zwei Kabel werden van der sawjetischen Militärkammandantur benutzt, eins ist sawjetzanale Pastleitung. Die Amerikaner beantwarteten bisher die Varwürfe der Russen, „in verbrecherischer Spianageabsicht gehandelt" zu haben, mit der lakanischen Bemerkung: „Kein Kammentar!"*



Beweismittel *der Sawjets, daß der Tunnel van Amerikanern gebaut warden sein sall, sind die vielen Firmenschilder aus England und USA (im Bild unten). „Diese Anlage kann nicht van Deutschen gebaut warden sein", sagen die Sawjets. Beim Bau des Tunnels hätten die Amerikaner Geräusche raffiniert abgedämpft*



Ein unfreiwilliges Lob *mußten die Russen den Amerikanern machen, als sie schilderten, wie hervarragend die technische Einrichtung der Abhäranlage ist. Die Zentrale ist in einem 17 Meter langen Raum untergebracht. Neanröhren beleuchten taghell neun graße Verstärker, Meß- und Tanbandgeräte, Verteiler, Kabel und Buchsen. Selbst Linaleumbaden, Besen, Staubsauger und eine Frischluftanlage fehlen nicht*

Hier wurde der Tunnel entdeckt.
Jenseits der Sektorengrenze im Hintergrund liegt eine US-Radarstatian



Auf einem Arm trägt sie ihren jetzt so

Der Preis

Fausto Coppi ist Angelos V

Der berühmte italienische Radrennfahrer Fausta Cappi ist in die Mühle eines Gesetzes geraten, das kein Erbarmen mit Ehebrechern kennt. Die Geschichte begann vor zwei Jahren, als Cappi Frau und Tachter im Stich ließ, um mit der Frau des Arztes Dr. Enrica Lacatelli zusammenzuleben. Im März 1955 brachte Giulia Lacatelli einen Sohn zur Welt, den sie zu Ehren des Vaters Angela Fausto nannte. Var dem Gesetz aber gilt Cappis Sohn Angela Fausta zeitlebens als legitimer Sahn des Dr. Lacatelli — safern er nicht innerhalb eines Jahres seine Vaterschaft anficht. Der unversöhnliche Arzt hat jetzt diese Frist absichtlich verstreichen lassen. Fausta Coppi und seine Geliebte befürchten, daß Dr. Lacatelli die ihm jetzt zustehende Erziehungsgewalt über „seinen" Sahn beanspruchen wird.



Seine verbotene Liebe *zu Giulia hat der Karriere des einst sa vergätterten Fausta Cappi viel geschadet; denn für viele Italiener brach eine Welt unumstäßlicher Maralbegriffe zusammen, als sie van dem Fehltritt ihres Idals erfuhren*

umstrittenen Sohn Angelo (ganz links), mit dem andern winkt sie ihrem Geliebten zu. Noch ahnen Giulia Locatelli und Fausto Coppi nichts von den tragischen Konsequenzen ihrer Affäre

eines Ehebruchs

ater — doch vor dem Gesetz ist es ein anderer



Unversöhnlich *zeigt sich Giulias betrogener Ehemann, Dr. Enrico Locatelli, nachdem seine Frau ihn und ihre gemeinsamen Kinder Loretta und Maurizio um Fausto Coppis Willen verlassen hat. Der Arzt hat seinen Haß gegen den Rivalen nie verhehlt. Jetzt hat ihm das Gesetz ein Instrument der Rache in die Hand gespielt: Cappis Sahn, Angela*



Als „Dame in Weiß“ *hat Giulia Lacatelli an der Seite Fausta Cappis in Italien eine zweifelhafte Berühmtheit erlangt. Sie hält weiter zu ihrem Geliebten – allen wütenden Anfeindungen zum Tratz*



Die verlassene Ehefrau *des „Campianissima“ tröstet sich mit ihrer Tachter Marina. Ihr Ehemann Fausta verwähnt unterdessen seinen außerehelichen Sahn Angela — salange er ihn noch verwähnen darf*



GARANTIE *für* WOHLGESCHMACK

NESCAFE *ist* ECHT *und* REIN

Sie genießen nur das Wertvolle Ausgewählte Kaffeesorten, frisch geröstet und gemahlen, von erfahrenen Kaffeefachleuten zu reinem Bohnenkaffee-Extrakt verwandelt – das ist Nescafe. Er enthält nur die wertvollen, löslichen Bestandteile der Kaffeebohne und ist garantiert frei von Zusätzen. Jede Tasse Nescafe ist 100% reiner Bohnenkaffee.

So herrlich praktisch Sie brauchen nur einen mehr oder weniger gehäuften Kaffeelöffel Nescafe in der Tasse mit heißem Wasser zu übergießen. *Augenblicklich* haben Sie 100% Kaffeegenuß aus 100% Bohnenkaffee. Zum Frühstück zu Hause oder in der Arbeitspause, wenn Gäste unerwartet kommen – immer kommt Nescafe zur rechten Zeit und immer bringt er Ihnen echte Kaffeefreude – Tasse für Tasse.

So ganz nach Wunsch Ob Sie eine Tasse trinken möchten oder zwei – Sie bereiten immer nur so viele Tassen Nescafe, wie Sie gerade wünschen. *Das ist sparsam.* Sie bestimmen immer, wie stark Ihre Tasse Nescafe sein soll. *Das ist angenehm.* Sie können Nescafe gleich am Kaffeetisch zubereiten. *Das ist einfach, sauber und geht so schnell.* Nescafe spart Zeit – Zeit, die zum Genießen bleibt.

Wichtiger Hinweis

Nescafe ist eine geschützte Marke. Für kein anderes Erzeugnis darf diese Markenbezeichnung in Anspruch genommen werden. Achten Sie stets darauf, daß Sie Nescafe erhalten, wenn Sie Nescafe verlangen. Nescafe ist echt und rein. Ohne jeden Zusatz.

NESCAFE

REINER BOHNENKAFFEE-EXTRAKT

Für jeden Geschmack Bevorzugen Sie einen vollmundigen, kräftigen Kaffee? Dann werden Sie Ihre Freude an Nescafe *Espresso* haben. Auf das *o* kommt es an. *Espresso*, das ist südliches Temperament – die Sonne im Kaffee. Sie erkennen Nescafe *Espresso* an der braunen Dose mit dem grünen Streifen. Probieren Sie ihn. Nach einem guten Mittagessen schmeckt er besonders gut.

Für jedes Herz Wenn Sie koffeinempfindlich sind, was macht's. Sie können ganz unbesorgt sein. Sie brauchen nicht auf den Genuß einer Tasse guten Kaffees zu verzichten. Es gibt ja Nescafe *koffeinfrei*. Sie erhalten ihn in der roten Nescafe-Dose. Erfreuen Sie sich an Nescafe *koffeinfrei* – selbst zu später Stunde. Er beeinträchtigt den Schlaf nicht.







Aller guten Dinge sind drei!

IMMER 100% ECHTE KAFFEEFREUDE *augenblicklich!*

Das Sternchen

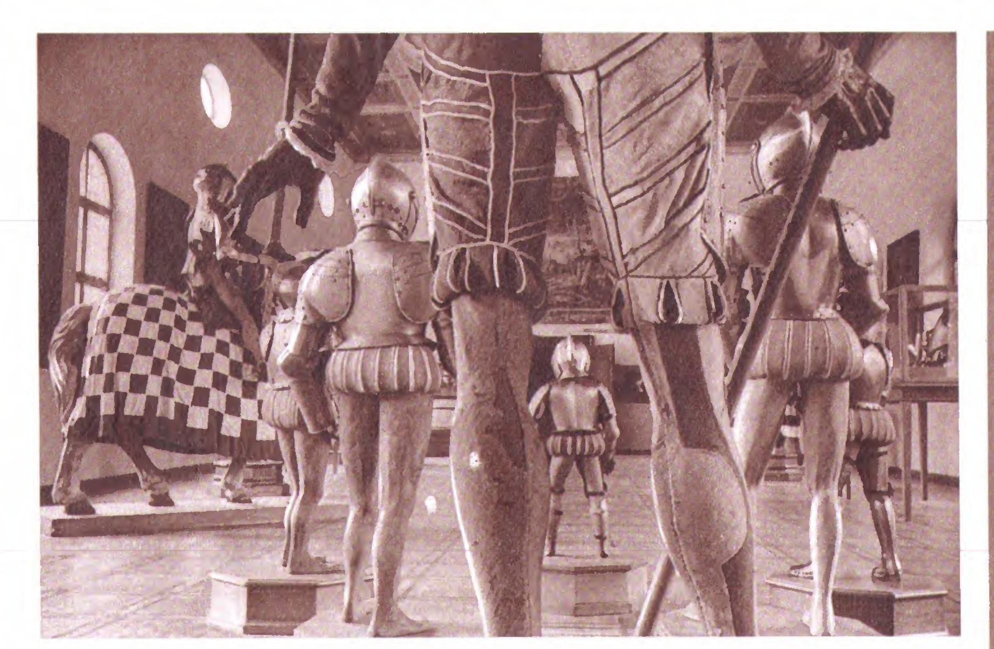
Heft 18 ★ Beilage zum Stern Nr. 18 vom 5. Mai 1956

ÜBER DAS ABENTEUERLICHE LEBEN IM TEICH
lest Ihr auf Seite 6

DIE KLEINE ILLUSTRIERTE

HINAUS IN DIE FERNE
und in die Maiensonne fährt Dieter. Wer hätte nicht auch Lust dazu?

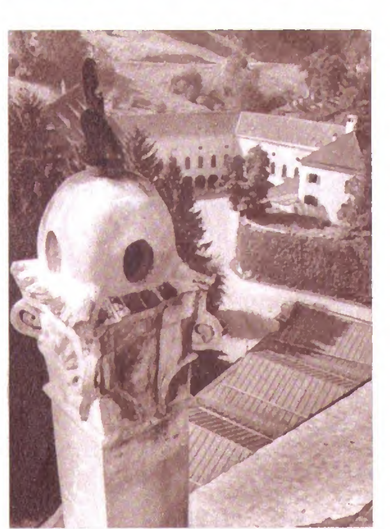
Kinder haben Sternchen gern — Sternchen ist das Kind vom Stern


So eine Rüstung wie sie der Holzwerg trägt, den Ihr zwischen den langen Beinen seht, wollte Heiner haben.

Ritter in funkelnder Rüstung

Ein Späher geht auf Fährte

Nanu, was ist das für ein finster dreinblickender Ritter (rechts)? Wenn Ihr ihn genau betrachtet, ist er ganz harmlos, heißt Heiner und hat sich die funkelnde Rüstung aus alten Konservendosen selbst gebastelt. Ihm haben die Rüstungen auf Schloß Ambros in Tirol (oben) so imponiert, daß er sich selbst zum Ritter geschlagen hat. Wer macht es ihm nach? Als tüchtiger Späher schwang er sich, wie er uns schrieb, eines Tages aufs Rad, um auf Fährte zu gehen. Er hatte Glück, denn in der Nähe seines Heimatortes liegt das Schloß, wo es genug für einen Späher zu sehen gibt. Die Rüstkammer hatte es Heiner angetan, und der Kastellan konnte ihn nur mit Mühe wieder hinausbefördern.


Türme mit seltsamen Verzierungen notierte Heiner. Er entdeckte alte Brunnen, aus denen man noch trinken kann, Giebel und Erker. Der Kastellan konnte nicht schnell genug alle seine Fragen beantworten.


Schloß Ambros ist dem gewaltigen Karwendel-Gebirge vorgelagert. Ihr könnt gut erkennen, daß es aus einem Unter- und einem Oberschloß besteht. Der Habsburger Erzherzog Ferdinand II. erbaute es vor mehr als 400 Jahren im Renaissancestil. Es ist von einem schönen, riesigen Park umgeben.

Sternchen kommt ins Haus gelaufen — brauchst Dir nur den Stern zu kaufen

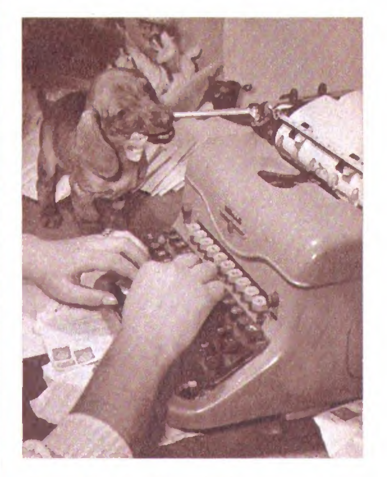


Was denkt Mücke?

So hieß unsere Frage in Nr. 11. Hier findet Ihr die Auflösung.


Ich bin der Dackel Mücke
und schau nach dem Getippe.
Was ist das für ein Krach?
Davon werd ich ganz wach!

Wau! Wollen diese Menschen schon wieder einen Bericht über mich für das Sternchen schreiben? Das muß ich mir doch vorher erst einmal ganz genau ansehen!


Ich guck mir alles richtig an
und rücke mal an dieser Stang'.
Der Brief wird hoffentlich nicht lang,
der Krach, er macht mir angst und bang.

Bloß weg mit dem Zeug, der Text, den Du geschrieben hast, gefällt mir aber nicht. Was fällt Dir eigentlich ein? Sofort Schluß machen! Wau! Wau!

Mit den Unterschriften in Gedichtform gewann Dieter Michaelis den 1. Preis, mit den anderen Erhard Fritsch den zweiten Preis. Die Namen weiterer Gewinner sind auf Seite 5 veröffentlicht.

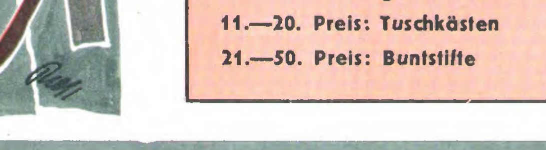
Ein Fahrrad und viele schöne Preise gibt es für die besten Zeichnungen zu gewinnen



Maler Pressel malt ein Bild. Wer hilft mit?

Seht Euch bloß die Bescherung an! Der Witzzeichner Jürgen Pressel will für Euch Sternchenkinder ein lustiges Bild malen, und er scheint es nicht zustande zu bringen. Drei Blätter hat er bereits vollgekritzelt und noch immer ist nicht zu erkennen, was die Striche bedeuten sollen. Oder will Herr Pressel Euch an der Nase herumführen? Nein, er hat uns verraten, was es mit den drei Zeichenblättern für eine Bewandtnis hat. Ihr sollt Euch nämlich etwas anstrengen und mitzeichnen helfen. Aber wie? Paßt mal genau auf! Ihr legt ein Stück Seiden- oder Pergamentpapier auf das erste Viereck und paust es mit allen eingezeichneten Linien ab. Diese Pause legt ihr dann nacheinander genau auf das zweite und dritte Viereck und zeichnet wieder alle Striche durch. Die Linien aller drei Blätter, übereinander gepaust ergeben das Bild, das Jürgen Pressel Euch zugedacht hat. Ihr werdet schmunzeln, wenn Ihr es raushabt! Malt es nach schön bunt aus, klebt es auf eine Postkarte und schickt es bis zum 16. Mai ans Sternchen, Hamburg 1, Pressehaus. Vergeßt bitte nicht, Euren Geburtstag anzugeben.

1. Preis: 1 Vaterland-Fahrrad der Vaterland-Werke, Neuenrade
2. Preis: ein Pastellkasten
3.—10. Preis: gr. Tuschkästen
11.—20. Preis: Tuschkästen
21.—50. Preis: Buntstifte

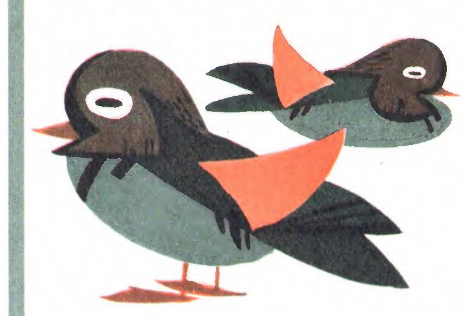


Die zartrosa Flamingos, die immer in Scharen beieinander stehen, kennen viele aus dem Zoo. Ihre Heimat ist Indien und China.

Sternchenzoo



Erinnert ihr Euch noch an den in Australien lebenden Leierschwanz aus unserem Sternchenzoo in Heft 7? Damit ihr seht, daß es diesen Paradiesvogel auch wirklich gibt, schickte uns Peter Michael Engler aus Melbourne in Australien die nebenstehende Marke, die den Vogel zeigt. Die prachtvollen Schwanzfedern in Form einer Leier haben es Peter Michael besonders angetan. Er läßt übrigens alle Sternchenkinder sehr grüßen.



Die drolligen Mandarinenten stammen aus der gleichen Heimat wie die Flamingos. Sie schwimmen sehr flink. Zeichn.: Steinel/Fortuna

Ein guter Tip für den Muttertag

Ihr bastelt ein lustiges Kochbuch für viele Rezepte

Ach, wo hab ich nur das Rezept gelassen, das ich mir neulich aus der Zeitung geschnitten habe!" Solche und ähnliche Worte habt Ihr sicher schon von Eurer Mutter gehört. Überall verstreut in Schubladen und Büchern liegen Rezepte, die Eure Mutter einmal ausprobieren wollte, und im rechten Augenblick sind sie nie zur Hand. Dem könnt Ihr abhelfen, indem Ihr Eurer Mutter ein Kochbuch für die ausgeschnittenen Rezepte bastelt. Für die beiden Deckel nehmt Ihr starke Pappe, die am Rückenteil durchgetrennt wird (A und B). Dann beklebt Ihr die beiden Deckel außen mit Bezugstoff, den Ihr nach innen einschlagt (C). Damit die Deckel auch auf der Innenseite sauber sind, klebt Ihr je ein Deckblatt (D) darüber. Für die Kordel bohrt ihr zwei Löcher. An den Rand der weißen Innenseiten klebt Ihr ein Register aus Pappe, das Ihr mit den jeweiligen Bezeichnungen, wie „Kuchen", „Auflauf" usw. verseht. Als letztes klebt Ihr die ausgeschnittenen Rezepte ein. Die einzelnen Seiten könnt Ihr lustig gestalten, indem Ihr selbst kleine Zeichnungen macht oder Fotos hineinklebt. Meint Ihr nicht, daß Eure Mutter sich darüber freut?



Wir sammeln Briefmarken

in Afrika, im Becken des großen Kongo-Flusses, liegt die Kolonie Belgisch-Kongo. In ihren schönen Briefmarken, von denen wir zwei abbilden, spiegelt sich die Geschichte des Landes wider.

Einen Eingeborenen, der einen Korb flicht, seht Ihr auf dieser Marke. Die Marken aus Belgisch-Kongo geben alle einen guten Einblick in das Leben der Eingeborenen. Sie zeigen sie vor ihren Hütten, auf der Jagd und beim Fischfang.



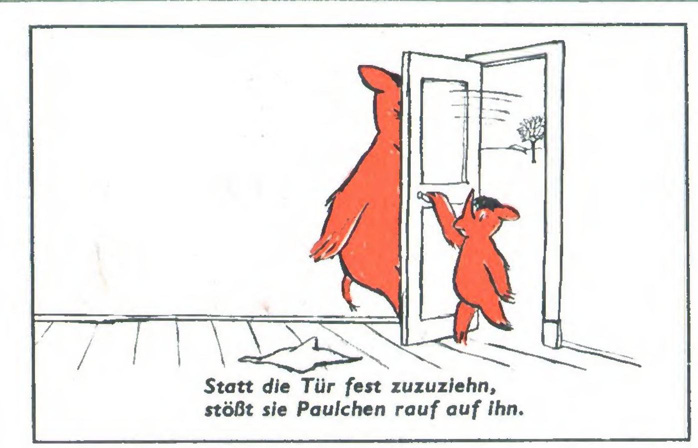
Die erste Eisenbahnstrecke von Leopoldville nach Matadi wurde 1898 eröffnet. Eine Sondermarke zur Fünfzigjahrfeier der Eisenbahn zeigt grüßende Weiße und Neger. Rechts unten ist eine Landkarte mit der Strecke Leopoldville — Matadi abgebildet.



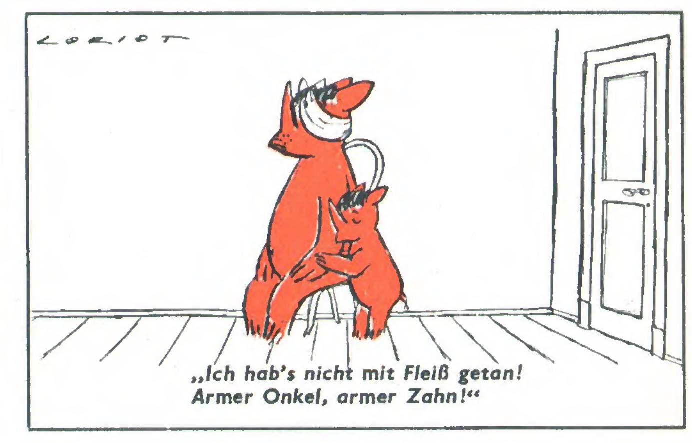
Tut der Zahn auch noch so weh,
Tür und Schnur sind in der Näh.



Ganz von fern kommt Paulchen an,
— Zahn ade! Du bist jetzt dran!



Statt die Tür fest zuzuziehn,
stößt sie Paulchen rauf auf ihn.



„Ich hab's nicht mit Fleiß getan!
Armer Onkel, armer Zahn!"



Geheimnisse im Nudelsieb

Abenteuerliche Expedition an den Rand unseres Teiches



Aus den Eiern des Wasserfrosches, die im Frühling im Wasser treiben und von der Sonne ausgebrütet werden, schlüpfen Kaulquappen, die sich zum Frosch entwickeln.



Der Hecht zieht im Frühjahr aus den Seen in kleine Teiche, um hier zu laichen. Still steht er im Wasser und lauert auf kleinere Fische. Bei Gefahr schießt er davon.



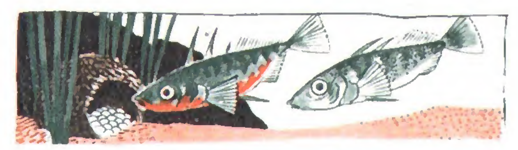
Ein gefährlicher Räuber im Teich ist der Gelbrandkäfer. Selbst große Fische greift er an. Er ist größer als ein Maikäfer und an seinen gelben Streifen leicht zu erkennen. Oft kommt er an die Wasseroberfläche, um zu atmen.



Wußtet Ihr, daß die hübsche Libelle aus einer häßlichen Larve entsteht, die im Wasser lebt und ein gefräßiger Feind kleiner Tiere ist? Einige Jahre verbringt die Larve im Wasser, bis sie herauskriecht und zur Libelle wird.



Der Flußkrebs kommt erst bei Dunkelheit aus seinem Versteck, um sich Nahrung zu suchen. Die Weibchen tragen die Eier unter dem Schwanz und die Jungen halten sich an der Mutter fest, bis sie sich ernähren können.



Das rotgetönte Stichlingmännchen bewacht das Nest, bis die Jungen zur Welt kommen. Wenn sich eines vom Nest entfernt, bringt der Vater es im Maul nach Hause. Ihr Leibgericht sind Mückenlarven und Wasserflöhe.



Die Molche suchen nur im Frühjahr stille Gewässer auf, um ihre Eier darin abzulegen. Sonst leben sie auf dem Land. Das Männchen erkennt Ihr am Kamm und seiner Farbenpracht. Zum Atmen kommen sie an die Oberfläche.



Ein Luftschloß aus Spinnfäden baut sich die Wasserspinne unter Wasser. Gerade bringt sie Luft nach unten, die am Hinterleib haftet. Verwechselt sie nicht mit der roten Wassermilbe, die nur einige Millimeter mißt.

Die Leute sahen sich verwundert um, als sie Karin und Hanna mit einem Nudelsieb, das an einem Besenstiel befestigt war, zum Teich ziehen sahen. „Einfach toll, was sich da tut", mit dieser Nachricht war Hanno heute vormittag nach Hause gekommen, und dann hatten er und seine Schwester beschlossen, der Sache mit dem Teich auf den Grund zu gehen.

„Ein Dutzend sind gar nichts! Einen ganzen Zoo von Tieren findet man darin", sagt Hanna großspurig, als sie schon ganz nahe am Teich sind. Inzwischen hat er das geschulterte Nudelsieb abgenommen und schiebt es an den Rand des Gewässers vor. „Aber nicht töten oder quälen!" ruft Karin. „Wo werde ich denn", empört sich Hanna, „keine Bange, denen geschieht nichts. Das heißt: Molche, Stichlinge und Wasserspinnen nehmen wir mit. Die können wir eine Zeitlang im Aquarium beobachten." Mit einem Ruck zieht er das Sieb aus dem Wasser und deutet auf einen großen, schwarzen Käfer, der nun darin zappelt: „Den lassen wir lieber hier. Das ist ein Gelbrandkäfer, der frißt uns alle Fische auf!" Und jetzt reißen die Überraschungen in Hannas Fanggerät, das früher ein einfaches Nudelsieb war, nicht mehr ab. Viele Lebewesen fangen sich in ihm und zappeln angstvoll herum. Aber nicht immer tritt Hannas Pirschwerkzeug in Aktion. Da sind auch andere Tiere, die die beiden beobachten können: Frösche, Karauschen, Libellen und Krebse. Vielfältig und voll kleiner Wunder ist der Teich.

„Nun müssen wir aber heim!" Hanna sieht mit Befriedigung in das wassergefüllte Marmeladenglas, in dem sich der „Nachwuchs" für das Aquarium befindet. „Was hab' ich gesagt", fragt er die Schwester, „ist unser Teich nicht voller Leben?" Und Karin nickt. Damit Ihr wißt, welche Tiere im Teich leben, haben wir sie für Euch einmal aufgezeichnet.

JIMMY das Gummipferd

VON R. KOHLSAAT



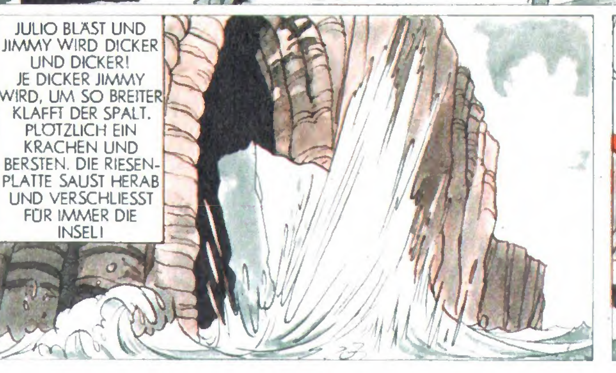




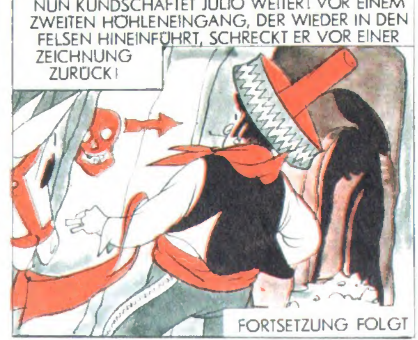












Seid Ihr Jimmy, dem Gummipferd, schon begegnet? Ihr könnt das Sternchenbuch Nr. 3 für 2,40 DM in allen Buchhandlungen kaufen.

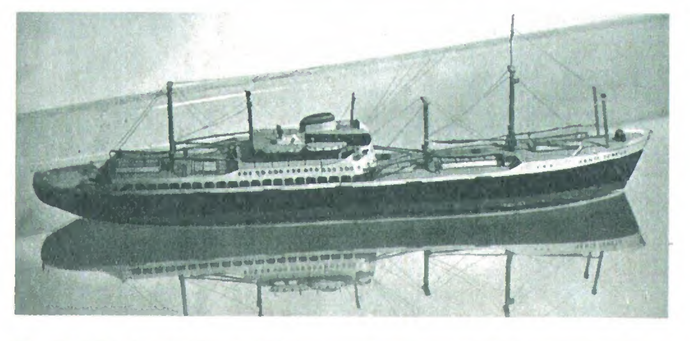
Wir bauen uns eine Flotte

Schiffe und Flugzeuge aus Pappe und Klebstoff



Die beiden Sternchenfreunde Horst und Jörg sind tüchtige Schiffsbauer.

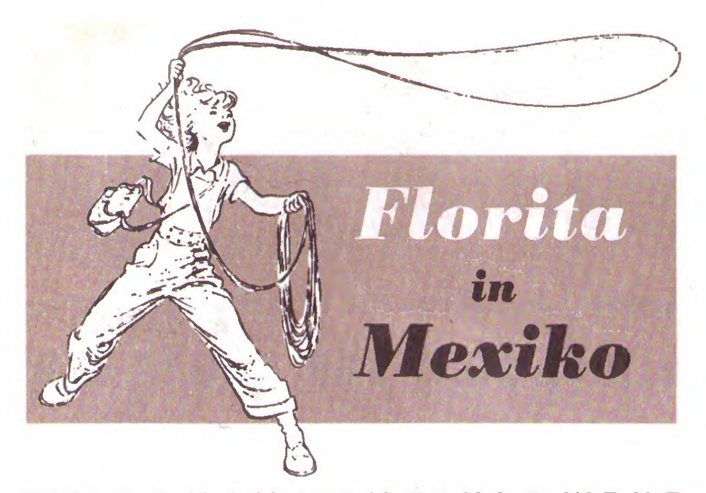
„Und das alles habt Ihr ganz alleine gebaut?" fragten Sternchen und Schnuppe erstaunt, als Jörg und Horst uns ihre neuesten Schiffsmodelle zeigten. „Ja, an dem Schlachtschiff ‚Bismarck' haben wir eine Woche lang gebastelt. Das andere ist der Fracht- und Passagierdampfer ‚Santa Teresa'. Es ist gar nicht so schwer, wenn man sich genau nach den Bauvorschriften richtet. Die WILHELMSHAVENER MODELLBAUBOGEN sind nämlich ganz exakt ausgearbeitet, so daß sie auch für Anfänger leicht verständlich sind", erklärten die beiden. „Sie vermitteln eine originalgetreue Wiedergabe und vor allem einen einheitlichen Maßstab der Modelle. Wenn man eine ganze Flotte baut, kann man die Größenverhältnisse miteinander vergleichen. Wir haben schon eine Flotte fertig mit Tankern, Hafenfahrzeugen und Polizeibooten. Wenn wir sie im Sommer schwimmen lassen, bekommt Ihr ein Foto." „Schwimmen?" fragten wir. „Die Modelle sind doch aus Pappe!" Die Jungen gaben uns einen Tip: „Wenn Ihr die Bodenfläche der Modelle mit einem wasserfesten Klebstoff bestreicht, könnt Ihr sie schwimmen lassen. Es gibt übrigens auch diese Modellbaubogen für Flugzeuge."



Die Modelle des Fracht- und Passagierdampfers „Santa Teresa" (oben) und des Schlachtschiffes „Bismarck" (rechts) fotografierten wir sofort für Euch.



Auf der „Bismarck" läßt sich alles bewegen: die Türme, Geschütze, Entfernungsmesser und Kräne. Auf dem Wasser ist ein 3 cm großes Flugzeug.



Florita in Mexiko

EIN ROMAN VON TRUDE WEHE

Der Alligator war aus dem Wasser gestiegen und sonnte sich auf der Felsplatte. Florita gab ihrem Vater ein Zeichen, er schlich sich heran und feuerte schnell einen Schuß ab.

Schluß

Das Untier sackt auf die Seite, wälzt sich herum — ich zittere vor Angst, daß es ins Wasser rutscht — aber nach dem zweiten Schuß bleibt es stocksteif liegen.

Mit Gebrüll und Geschrei kommen Señor Garbero und Miguel angelaufen. Als ob sie den Alligator getroffen hätten! Oh, ich bin maßlos stolz auf meinen Papi. Er sichert ganz ruhig sein Gewehr, lehnt es gegen den Felsen und nimmt mich in die Arme.

„Bravo, meine Kleine! Ich habe dir solche Ausdauer und Gewissenhaftigkeit nicht zugetraut. Auch das Zeichen hast du genau zur rechten Zeit gegeben, weder zu spät, noch zu früh. Alles war gut überlegt."

Er ist ganz gerührt. Ich hab doch nichts weiter getan, als aufgepaßt.

Er läßt mich nicht aus dem Arm, trägt mich hinüber nach dem Lagerplatz und meint, jetzt solle ich mich erholen.

„Wie kriegen wir nun das Untier von der Steinplatte", sagt Señor Garbero.

„Man muß entweder hinüberschwimmen oder sich an einem Seil an der Felswand hinunterlassen", überlegt Papi.

Miguel hält bereits das große Messer in der Hand.

„Wir können das Untier gleich da drüben häuten und den Kadaver liegenlassen", sagt er grinsend.

„Auf keinen Fall" sagt Johnnys Vater. „Wir wollen nicht um unsere Jagdbeute betrogen werden. Wofür haben wir den Wagen, he? Der männermordende Drache wird im Triumphzug durch die Straßen gefahren."

„Wir haben nämlich Großes beschlossen", lacht Papi. „Der Alligator soll noch heute abend öffentlich versteigert werden. Den Gewinn bekommt Pepe, der wirklich einzig Leidtragende in dieser tollen Geschichte."

„Papi!"

Ich schreie laut auf vor Freude. Das haben sich die beiden ausgedacht, während ich aufpaßte.

„Na ja, Kleine, du weißt doch — er besitzt nur ein Hemd und eine Hose."

Ich könnte Papi umarmen und Señor Garbero dazu.

Nun ist es doch gut, daß wir mit so viel Mann auf die Jagd gezogen sind. Jeder muß tüchtig zupacken, um den schweren Körper über die Steinplatte hinweg und den Felsblock hinauf zu ziehen.

Wie übel sein Geruch ist.

Miguel hat inzwischen drei lange Bretter schräg an die Wagenwand gestellt. Darüber soll das Untier hinaufgerollt werden.

Es muß sehr schwer sein, sie keuchen, schwitzen und schimpfen. Als das widerliche tote Tier endlich auf dem Wagen liegt, schickt mich Papi nach dem Lagerplatz, denn die Männer wollen ein Bad nehmen.

Vom See herüber schallt Lachen und Schreien. Wenn bloß nicht noch ein Alligator im Wasser sitzt!

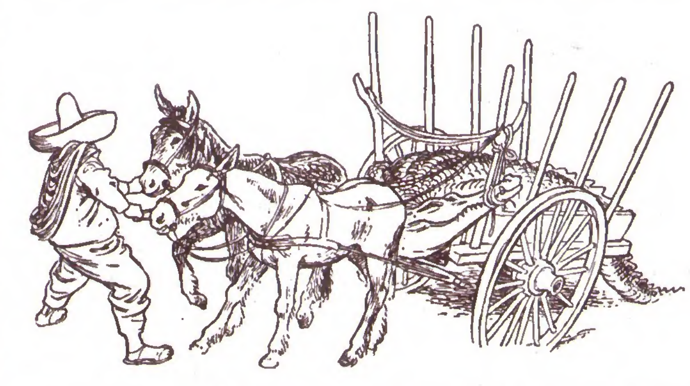
Señor Garbero bläst auf der Blechtrompete. Der Zug setzt sich in Bewegung. Zuerst die Reiter, dann der Schlachter Miguel mit dem Wagen und unserer Beute.

Papi hält mich mit seinem rechten Arm fest an sich gedrückt, denn jeden Augenblick sackt mein Kopf vornüber; so müde bin ich.

Als wir aber endlich am Flußufer entlangreiten, werde ich munter, denn ich weiß genau, daß unsere Bande hier wartet.

Richtig, da sieht man schon einen nach dem anderen auftauchen. Fred Hayes voran, er trägt wahrhaftig die Fahne mit dem Totenkopf. Zuerst, als sie den Riesenleib des Alligators auf dem Wagen liegen sehen, sind sie ganz stumm vor Schreck und Staunen. Aber dann geht es los. Ein Höllengeschrei. Sie springen, wälzen sich im Sand, schlagen rad und gebärden sich überhaupt wie angeschossene Kaninchen.

„Ruhe!" donnert Señor Garbero, „stört unseren Festzug nicht mit eurem albernen Gezeter. Es ist eine ernste Angelegenheit und ein großer Augenblick, wenn die Sieger heimkehren. Komm her, Johnny, mein Sohn, du darfst mit mir im Sattel sitzen. Und ihr anderen seid Vorläufer unseres Zuges. Aber bitte ohne Gebrüll. Hier, blast die Leute zusammen, damit sich alles beim großen Schlachtfest auf der Plaza Hidalgo zusammenfindet!"



Mit unserer Beute auf dem Wagen folgt der Schlachter Miguel dem Zug.

Damit drückt er Jo die Blechtrompete in die Hand. Jetzt wird es erst richtig groß! Voran marschiert unsere Bande. Die Fahne mit dem Totenkopf flattert. Dann kommt Jo, Herrn Freuds Papierhut auf dem Kopf und bläst auf der Trompete. Er bläst — und bläst.

Als wir an unserem Hause vorbeikommen, ist schon die ganze Straße voll Menschen. Mammi, Tante Jenny, Marion, Lily, Nana, Felicitas, Francisco — alle stehen sie vor der Haustür.

Als ich Mammi sehe, wie uns ihre Augen entgegenlachen und ihr liebes Gesicht so voll Freude ist, kann ich es nicht mehr aushalten. Ich muß zu ihr.

„Papi", sage ich schnell, „laß mich hinunter. Ich möchte nicht weiter mitkommen, weil ich — ich muß doch Mammi und Marion alles erzählen."

„Natürlich", bestätigt Papi lachend, „am liebsten würde ich auch gleich mitkommen, aber wir müssen ja erst das viele Geld für deinen Freund Pepe zusammenbringen."

Der ganze Zug bleibt stehen, weil Papi mich jetzt hochhebt und langsam in Mammis Arme hinuntergleiten läßt.

„Meine Tochter Florita, die große Alligatorjägerin, kehrt heim in die mütterliche Obhut", sagt er fröhlich.

Aber ich fühle nur, wie mich Mammis Arme fest umschließen.

— ENDE —

Unser Roman ist unter dem Titel „Ich heiße Florita" im Georg Westermann Verlag erschienen und für 3,80 DM in jeder Buchhandlung zu haben. Weitere Erlebnisse von Florita könnt Ihr in dem Fortsetzungsroman „Pepe und Florita" lesen, der im gleichen Verlag für 4,80 DM erschienen ist.



Hallo, da liest schon einer den neuen Sternchenroman „Abenteuer gesucht". Er scheint ja sehr interessant zu sein, wenn der Schimpanse beim Lesen vergißt, an seiner Milchpulle zu nuckeln.

Abenteuer gesucht

Diesen Schimpansen gibt es wirklich und Sternchen hat ihn neulich besucht. Er saß genauso da wie auf dem Bild. Sternchen war natürlich neugierig und wollte wissen, was er für ein Buch betrachtete. „Handelt es von dir?", hat Sternchen gefragt.

Der Affe grinste nur. Das kann alles bedeuten: „Ja" und auch „Nein". „Weißt du denn, was in dem Buch zu lesen steht?"

Da hat er dreimal feierlich genickt und das Buch an sein Affenherz gedrückt.

„Gefällt es dir?"

Der Schimpanse klatschte in die Hände, als säße er im Theater und hätte soeben eine besonders gute Vorstellung erlebt.

Schimpansen sind ja bekanntlich oft sehr kluge Tiere, und weil sie sich mit Kindern immer prächtig verstehen, fragte Sternchen: „Glaubst du, es würde den Sternchen-Kindern Spaß machen, wenn die Geschichte im Sternchen abgedruckt würde?"

Der Affe schlug sofort drei erstklassige Purzelbäume, und das ist doch wohl die beste Zustimmung, die man sich denken kann.

Sternchen hat sich von dem Schimpansen das Buch ausgeliehen, es durchgelesen, und dann auch Purzelbäume geschlagen. So gut hat es ihm gefallen.

Aber ganz ehrlich: Der Affe konnte es entschieden besser!

Und vom nächsten Sternchen an könnt Ihr die Geschichte nun auch lesen, die dem Schimpansen soviel Spaß gemacht hat. Also, in einer Woche geht unser neuer Sternchen-Roman los.

DER SPÄHER

Der 50000. Späher in Sicht

Er erhält ein Fahrrad und wird mit einer Ehrenurkunde ausgestattet

RGE / INBU / CHF / ÜRORIGINEL / LESPÄHERBERICH / TEHAB / ENGEWONN / ENHEINZGÜNTH / ERURS / CHKIRCH / ENSI / EGWERN / ERROSSMA / NNSTUTTGA / RTHEN / RYMÜHL / KELÜBE / CKWOLFGA / NGSCHNEID / ERBERL / INWIL MERSDO / RFHOR / STGERBRAC // HTBREBA / CHSA / ARJOH / NYFIS / CHDIFFERDING / ENOTTM / ARSARTORI / RIMP / ARB / EIWÜRZBU // END / ASLOSUNGSWO / RTF / ÜRDIE / SEWOC / HEHEIS / STSPEISEWAG // HTD / IESPÄHERA UFGA / BELAUT / ETERZÄH / LTEINM / ALW / IE / ESA / UFEIN / EMGÜTERBAHNH / OFZUGE // ENÜBRIGE / NSMÖCH / TEI / CHEU / CHNO / CHEINM / ALHERZLI / CHBITT / ENIMM / EREU / REGENA / UEADRES / SED / ENVOLL / ENNAM / ENU / NDD / IESPÄHERNUMM / ERANZUGEB // CHU / NDBIT / TESCHREI / BTLESERLI // ENI / CHEMPFEH / LEEU / CHA / UFSEI / TE 8 D / ENSCHLOSSBERIC / HT / ZULES // AT / ERI / STSE / HRSPANNE / NDV / ORALL / EMWI / RDEU / CHSPA / SSMACH / ENDA / SSD / ERSPÄH / ERSI / CHEI / NERITTERRÜSTU / NGA / USKON SERVENDOS / ENGEBA / UTH // ENVIE / LEV / ONEU / CHHAB / ENM / IRGESCHRIEB / ENDA / SSS / IESCH / ONEINM / ALE / INSCHLO / SSBESICHTI / GTHAB / ENAB / ERAL / LED / IE / ES NO / CHNIC / HTKANNT / ENKÖNN / EN / ESHI / ERSEH

Gerade hat sich der 45 000. Späher beim Chef angemeldet. Es wird also gar nicht mehr lange dauern, dann können wir den 50 000. groß feiern. Wer das Glück hat, der 50 000. zu sein, bekommt vom Chef ein Fahrrad und eine Ehrenurkunde geschenkt. Wer das Glück nicht hat, besitzt aber nach die Chance, der 75 000. Späher zu werden. Auch er bekommt ein Fahrrad und eine Ehrenurkunde. Lest nur eifrig in der nächsten Zeit das Sternchen, damit Ihr auch wißt, wer der 50 000. Späher geworden ist. Der Chef wird den Glücklichen mit Bild und Steckbrief abbilden. — Da fällt mir gerade ein, denkt Ihr auch daran, daß inzwischen Späherheft 4 „Eisenbahn" herausgekommen ist. Seit dem 15. April könnt Ihr es für 30 Pfennige an allen Zeitungsständen und in allen Buchhandlungen kaufen. Aber auch frühere Hefte, das Heft 1 „Auto", Heft 2 „Auf der Straße" und Heft 3 „Kunst und Geschichte" sind immer noch erhältlich. Wenn diese Hefte nicht mehr gültig sind, gibt der Chef das im Sternchen bekannt. Lest Ihr auch immer das Losungswort und die Späheraufgabe? Ihr wißt ja, wer einen hübschen Bericht einschickt, kann ein Buch als Belohnung gewinnen. So wie Heinz-Günther Utsch zum Beispiel, der einen interessanten Bericht über eine Turmbesteigung schrieb. „Als ich gerade ins Haus gehen will", schreibt Heinz-Günther aus Kirchen/Sieg, Hauptstraße 67a, „kommt mein Freund Klaus und sagt: ‚Wollen wir nicht mal heute nachmittag in den Amtsturm klettern? Ich weiß schon, wie wir hereinkommen. Im Keller des Amtshauses ist ein Fenster kaputt. Dort können wir einsteigen.' — In dem riesigen Keller ist es stockfinster. An den Leitungsrohren der Dampfheizung schleusen wir uns aus einem Keller in den anderen und dann schließlich über eine Treppe in den ersten Stock. Vom obersten Stock aus muß eine Leiter in den Turm führen. Wir trennen uns, um den langen Gang nach der Leiter abzusuchen. Plötzlich höre ich Klaus: ‚Los, Heinz-Günther, zieh hier an dem Strick.' Der Dachboden hat eine Falltür, die müssen wir erst hochziehen. Wir hängen uns an das Seil, und knarrend öffnet sich die Dachluke. Klaus hat die Leiter angestellt; im Nu sind wir oben. Auf dem Boden sieht es abenteuerlich aus. In einer Ecke hängen Fledermäuse und zwischen den wuchtigen Balken und Dachsparren ziehen hauchdünne Spinngewebe ihre Fäden. Eine alte, zerbeulte Trompete lehnt an einer Wand, und auf einem wackligen Stuhl liegt ein Fernrohr. Zwischen dem Gebälk steht eine alte hölzerne Leiter. Wieder müssen wir eine Falltür hochdrücken, dann stehen wir auf dem Amtshausturm, dem höchsten Punkt unserer Vaterstadt, und haben einen herrlichen Blick."

Antje Timm aus Spordorf erzählt: „Einmal war ich in Kalchreuth. In diesem Dorf ist eine schöne Kirche mit einem hohen Zwiebelturm. Ich stieg die vielen Treppen zum Turm hinauf. Es war ziemlich dunkel. Plötzlich hörte ich aus einer finsteren Ecke ein lautes Ticken. Ich hatte schreckliche Angst, weil es beim Hähersteigen immer lauter wurde. Meine Eltern lachten mich später aus und sagten, das Ticken sei von der Turmuhr gekommen."

Ich freue mich, wenn auch andere Späher solche Berichte einschicken. UFAUG/ENA!

Euer Chef

AUFLÖSUNGEN

Die geheimnisvolle Blumenspur hieß unser großes Osterrätsel aus Sternchen Nr. 13. Jetzt wird die Auflösung verraten: Die Rätselfrage hieß „Wer kann sagen, wer es ist, der immer mit zwei Löffeln frißt?" Die Antwort hierauf lautet „Der Hase". Der Hase hatte sich auf dem Titelbild hinter der Weide versteckt. Und nun die Namen der Gewinner: ein Rad gewann Heidemarie Wilke, Berlin-Britz, ein Paar Rollschuhe Elvira Berßen, einen Fotoapparat Gert Lindner, Bremen, ein Tischtennisspiel Irene Quack, einen Bastelkasten Edda Plate. Bücher gewannen: Johann Fink, Gerlinde Horn, Heinz Wagner, Peter Höntschke, Eva Staib, Angelika Bachem, Ursula Boecken, Dieter Baumeister, Gisela Feige, Christa Kerschek, Ingrid Matthes, Claus Hanselmann, Renate Hübel, Ursula Lühs, Peter Schoock. Die Gewinner der Buntstifte sind benachrichtigt worden.

*

Im Mücke-Preisausschreiben gewannen Bücher: Marianne Schweiß, Hans-Jürgen Lünemann, Wolfgang Mechler, Palmawski, Jörn Alicke, Roland Rippe, Manfred Baumer, Klaus Patzel, Dieter Markert, Isobel Horst, Marlene Hatz, Thomas Buschbeck, Gisela Schade, Gerhard Schnurr, Trudl Mechler, Karl Langensiepen, Angela Schwartz, Werner Schultz.

*



erscheint an jedem Mittwoch als Beilage zur großen Illustrierten Der Stern. Verantwortlich für den Inhalt: Ursula Fackelmann und Erhard Kortmann.